

Leipziger Universitätsreden

Ansagen zur Zeit

1999 – 2006

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Leipziger Universitätsreden

Neue Folge Heft 101

Ansagen zur Zeit



UNIVERSITÄT LEIPZIG

Impressum

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig

Lektorat: Volker Schulte

Satz: Kornelia Tröschel

Für die einzelnen Beiträge sowie für die Verwendung der alten oder neuen Rechtschreibung sind die Autoren verantwortlich.

ISBN 3-934178-8-1

Redaktionsschluss: 1. März 2008

Preis: 2,00 €

Kontakt

Pressestelle

Ritterstraße 26, 04109 Leipzig

Telefon 0341 97-35020

presse@uni-leipzig.de

www.uni-leipzig.de/presse

Inhalt

Vorworte	6
Prof. Dr. Holger Preißler Der Koran in Leipzig	12
Erich Loest Uni von außen	33
Peter Gutjahr-Löser Das Körperschaftsvermögen der Universität Leipzig	42
Dr. Reiner Tetzner Das Tier bei den Griechen und Germanen im Mythenvergleich	64
Dr. Julika Griem Fremde Verwandte: Affen als kulturelle Projektionsfiguren in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts	77
Prof. Dr. Klaus Fitschen Bruder Esel: Eine Safari durch die christliche Tiersymbolik in Antike und Mittelalter	96
Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha Tiere als Heilmittel	109
Prof. Dr. Christine Ettrich Essstörungen – Soziale Zuwendung durch Selbstbestrafung	128
Zu den Vortragenden	142

Geleitwort

Universitätsgottesdienste gibt es an der Universität Leipzig seit ihrer Gründung 1409. Ein Universitätsprediger ist seit 1419 belegt. Martin Luther weihte 1545 die ehemalige Klosterkirche zur Universitätskirche St. Pauli; seit dem gibt es regelmäßige Universitätsgottesdienste, für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres seit 1710. Dass es aber gottesdienstliche Veranstaltungen geben würde, zu denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller Fakultäten und Institutionen eingeladen sind, die Ansprache zu einem Thema ihres Fachgebietes zu halten, dabei darauf zu achten, in welcher Weise ihr Thema mit Überzeugungen des christlichen Glaubens zusammengeht, das gibt es erst seit dem Wintersemester 1999/2000.

Diese Publikation vereint eine Auswahl solcher Ansprachen. Sie gibt damit einen interessanten Überblick über brennende Fragen, aktuelle Themen oder auch zur Lösung anstehende Probleme. Der Ort dieser „Universitätsvesper am Paulineraltar“ ist der Chorraum der Thomaskirche. Diese Kirche mit ihrem Kloster bot der Gründung der Universität 1409 in ihrem Refektorium Platz für Verhandlungen und Planungen. Heute steht in ihrem Chorraum der Paulusaltar aus der am 30. Mai 1968 in einem barbarischen, geschichtsvergessenen Akt gesprengten und total weggeräumten Universitätskirche St. Pauli. Dieses kostbare Gut des Universitätsbesitzes ist hervorragend in der Lage, Wissenschaftler, Interessenten und Gäste um sich zu scharen, um hier die oben angedeutete Palette von Fragen zu behandeln. Jeweils mittwochs während der Vorlesungszeit der Semester finden diese dreißig Minuten langen Veranstaltungen statt. Darbietungen der Universitätsmusik, der Hochschule für Musik und Theater und des Universitätsorganisten bieten dafür einen qualitativ hochrangigen Rahmen. Es besteht der Wunsch, diese Veranstaltung, die Gemeinschaft und Kenntnis von Studierenden und Lehrenden der Universität Leipzig untereinander fördert, weiteren Kreisen zu erschließen. Nicht zuletzt diesem Zweck ist diese Veröffentlichung gewidmet.

Besonderer Dank geht an die Thomaskirche, die den Chorraum mittwochs zur Verfügung hält, und an die Pressestelle der Universität Leipzig, die diese Veröffentlichung ermöglicht hat. Der Dank an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, deren Ansprachen hier veröffentlicht sind, wird am besten durch eine möglichst weite Verbreitung dieser Publikation ausgesprochen.

Prof. Dr. Martin Petzoldt
Erster Universitätsprediger

Leipzig, Ende des Sommersemesters 2006

Peter Gutjahr-Löser

Die Mitte in unserem Leben

Unter den Werken Martin Luthers gibt es eine Übersetzung und Erläuterung des „Magnificat“, das wir gerade in der Vertonung von Domenico Cimarosa gehört haben. Eine kleine Ausgabe dieses Textes begleitet mich seit meinem siebzehnten Lebensjahr und war für mich immer das Beispiel dafür, dass wir – bei aller Trennung zwischen den Konfessionen – unter dem einen Wort des Neuen Testaments zusammengehören: Die für den modernen evangelischen Christen so unverständliche Marienverehrung in der katholischen Kirche war für Martin Luther ganz offenbar keine fremde Sache. Man merkt es, wie er über Maria spricht und vor allem daran, wie er Maria zu uns sprechen lässt.

„Meine Seele erhebt Gott, den Herrn, und mein Geist freut sich in Gott, meinem Heiland. Denn er hat mich, seine geringe Magd, angesehen. Darüber werden mich Kindeskinde selig preisen.“

Die Gedanken, die Luther an dieses Gebet knüpft, können und sollten uns, die wir in der Wissenschaft unseren Beruf haben, etwas sagen, was uns helfen kann.

Natürlich wollen wir in unserem wissenschaftlichen Bemühen erfolgreich sein. Wir wollen als Studierende lernen, hinter die Dinge zu schauen, wir wollen als Forscher neue Erkenntnisse gewinnen, wir wollen als Verwalter dafür sorgen, dass die uns anvertrauten Mittel effizient und erfolgreich eingesetzt werden. Und da wir dies ja auch alle immer wieder schaffen, sind wir auf unser Tun auch stolz. Mehr zu können als die Konkurrenten, Dinge aufzuspüren, die niemand bisher kennt, mit geringstem Aufwand den höchsten Ertrag zu erzielen – das befriedigt und vermittelt Glück.

Aber ist das wirklich ein Selbstzweck? – Schaffen Stolz und Überlegenheitsgefühl wirklich Befriedigung? – Sind wir nicht immer wieder in der Versuchung, auf unsere Umwelt, auf die konkurrierenden

Mitstudenten, auf die Kollegen der anderen Lehrstühle und in der Verwaltung anderer Universitäten herabzusehen, ja erwartet man dies nicht geradezu in der Öffentlichkeit von uns? – Welchen anderen Sinn haben Ranking-Listen, Evaluationen und Forderungen nach mehr Wettbewerb in der Wissenschaft?

Merkwürdig ist ja, dass die ganz Großen in der Wissenschaft persönlich bescheiden waren. Man muss nicht auf Sokrates verweisen, auch unsere Zeit kennt solche Wissenschaftler: Ich erinnere mich an mein Zusammentreffen mit Otto Hahn, und ich denke an Max Planck, zwei Wissenschaftler, die unser Weltbild umgestürzt haben, die persönlich bescheiden geblieben sind, weil sie sich der eigentlichen Mitte des menschlichen Lebens bewusst waren.

Das meine ich, wenn ich den Lobpreis Marias höre, die allen Grund gehabt hätte, stolz zu sein, und die Gott dafür lobt, dass er sie in ihrer Niedrigkeit bemerkt und ge-segnet hat. Wie viel Ruhe und Kraft ist ihr daraus zugewachsen, wie viel Stärke können auch wir für unseren Beruf, gerade für unseren Beruf in der Wissenschaft mit all seinen Nöten, Anfechtungen und äußeren Schwierigkeiten, gewinnen, wenn wir bereit sind, diese Mitte dort zu suchen, wo allein sie sein kann – bei unserem Gott.

Ich spreche von der Mitte in unserem Leben. Der Tag, an dem wir uns von nun an regelmäßig zu dieser Andacht versammeln wollen, ist der Mittwoch. Ich sehe auch darin ein Bild für den Gedanken, den ich Ihnen heute vermitteln wollte. Wenn wir bescheiden sind und um die Mitte unseres Lebens wissen, dann haben wir die Chance zum Erfolg. Und in diesem Sinne dürfen wir dann auch stolz sein – stolz, in dem scheinbaren Paradox, dass wir uns vor Gottes Macht neigen und ihm danken.

3. November 1999

Franz-Reiner Erkens

Religion und Politik

„Es heißt die Einheit der Welt verkennen,“ – so behauptet Thomas Mann in seinem biblischen Roman „Joseph und seine Brüder“ – „wenn man Religion und Politik für grundverschiedene Dinge hält, die nichts miteinander zu schaffen hätten noch haben dürften“, und der Weltliteratur schaffende Romancier, der vor Hitlers Unrechtsregime geflohene große Unpolitische, befindet sich mit diesem Diktum in gedanklicher Nähe zu einem regimenahen Staatsrechtler, zu Carl Schmitt, der die nationalsozialistische Herrschaft zumindest eine Zeit lang legitimatorisch begleitete und schon 1922 knapp und bündig erklärte: „Alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe“. Politik und Religion als aufeinander bezogene, ja, identische Größen – das kommt dem postmodernen Zeitgenossen wie eine Feststellung aus archaischen Zeiten vor, als Ausdruck vergangenen, finsternen, voraufklärerischen, kurz: mittelalterlichen Denkens, als etwas (Gott sei Dank) Überwundenes, das Schrecken zeugt, wenn es jenseits der Grenzen Europas sein Medusenhaupt erhebt. Der historisch Gebildete weiß wohl um das Verhältnis von Herrschaft und göttlichem Heil in vergangenen Zeiten, weiß von den Pharaonen, die Götter waren, von den hellenistischen Herrschern, die als Götter verehrt wurden, von den christlichen Kaisern und Königen, die als Stellvertreter Gottes auf Erden galten: Bonus Princeps est Minister et Vicarius Dei in terris, heißt es noch 1584 in einer Schrift lutherischer Konfession: „Der gute Fürst ist Diener und Stellvertreter Gottes auf Erden“, und aus dem katholischen Lager tönt es 1629: Dei imago ... est princeps – „Der Fürst ist Gottes Ebenbild“ und wird – so heißt es weiter – erhöht durch die Stellvertreterschaft Gottes. Der König sei Herrscher von Gottes Gnaden, so lautet es in nahezu allen offiziellen Verlautbarungen aus der Zeit der Monarchie.

Doch heute, wo es kaum mehr Könige gibt und das Volk in eigener Souveränität an deren Stelle getreten ist, heute, in einer laizistischen und weitgehend sogar atheistischen Welt, heute gibt es diesen Zusammenhang nicht mehr. Ist er

denn nicht zuletzt auch noch von den großen, widergöttlichen Diktaturen des vergehenden Jahrhunderts zerstört worden, nach deren Untergang die Kirchen und ihre Mitglieder wie andere gesellschaftliche Gruppierungen auch in einer pluralen Welt leben und normalen, oftmals bescheidenen, aber keinesfalls bestimmenden Einfluss auf die Politik ausüben? Die kommunistische wie und die nationalsozialistische Bewegung hatten freilich selbst etwas Religiöses an sich und verkärten ihre ‚großen‘ Führer, indem sie religiöse Traditionen aufgriffen, wie charismatische Religionsstifter und mediale Vollstrecker göttlichen Willens.

Dieser Spuk ist vorbei; und Demokratie wie Souveränität, die vom Volke ausgeht, sind zum erstrebens- und behütenswerten Gral einer aufgeklärten politischen Gesellschaft geworden, für eine liberale Gemeinschaft, die auf Vernunft und partizipatorischen Ausgleich baut. Damit scheinen in der Tat Jahrtausende alte Traditionen beendet zu sein, Traditionen, die Politik und (gegebenenfalls säkularisierte) Religion miteinander verwoben haben und menschliche Herrschaft mit göttlichem Heil in Verbindung brachten. Aber erinnern wir uns: „Alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe“. Das Volk gilt heute als souverän. Souverän aber war ursprünglich allein Gott, dann sein Stellvertreter auf Erden, der Herrscher von Gottes Gnaden, und nun ist es „das Volk“ – als eine legitimatorische Größe, als ein Souverän, der seinen auf Zeit auserwählten Vertretern erlaubt, in seinem Namen zu handeln. Das Volk ist damit in gewisser Weise an die Stelle Gottes getreten: Es legitimiert Herrschaft, es kann über Leben und Tod befinden, wo es die Todesstrafe gibt, es kann die Tötung ungeborenen Lebens als legal erklären, es kann Krieg führen. Wie aber definiert dieses Volk seine Interessen, die es zu verwirklichen sucht? Nach Recht und Gesetz, heißt es, sowie nach Maßgabe der Vernunft – so sollte es sein und ist es heute ja auch meist. Aber muss es immer so sein? Lehrt die Geschichte nicht den Wandel – zum Guten wie zum Bösen? Wo ist der Anker für das souveräne Volk, damit es nicht hybride wird in seiner göttlichen Position? Die Vernunft mag helfen – doch dient sie manchmal nicht allein dazu, noch „tierischer als jedes Tier zu sein?“

Auf die Ankerfrage vermag der Geschichtsforscher natürlich keine Antwort zu geben, denn sein Metier ist die Analyse des Vergangenen und nicht die Prognose des Zukünftigen. Aber als Kenner der Vergangenheit und christlicher Zeitgenosse vermag er religiöse Bindungen als Klippen und Wellenbrecher für schändliche Zeitgeisttendenzen zu begreifen. Nur wenn der Mensch sich nicht absolut setzt und nicht in völliger Ungebundenheit „souverän“ handelt und wenn er seine Verantwortlichkeit nicht allein

gegenüber dem Mitmenschen, sondern auch gegenüber einer Rechenschaft fordernden fremden, vielleicht göttlichen Instanz empfindet, nur dann besteht Aussicht auf die Vermeidung einer hybriden Selbstüberhebung. „Man hat die hohen Benennungen,“ – erklärt Kant in seinen Gedanken ‚Zum ewigen Frieden‘ – „die einem Beherrscher oft beigelegt werden (die eines ... Verwesers des göttlichen Willens auf Erden und Stellvertreter desselben) als grobe, schwindlig machende Schmeicheleien oft getadelt: aber mich dünkt, ohne Grund. – Weit gefehlt, daß sie den Landesherrn sollten hochmütig machen, so müssen sie ihn vielmehr in seiner Seele demütigen, wenn er Verstand hat ... und es bedenkt, dass er ein Amt übernommen habe, was für einen Menschen zu groß ist, nämlich das Heiligste, was Gott auf Erden hat, das Recht der Menschen zu verwalten, und diesem Augapfel Gottes irgend worin zu nahe getreten zu sein jederzeit in Besorgnis stehen muß“.

Was ist da noch viel zu sagen? Landesherrliche Souveräne gibt es bei uns nicht mehr, nur noch das souveräne Volk. Aber auch dieses muss sich „in seiner Seele demütigen“, wenn es nun selbst das Amt versieht, das „für einen Menschen zu groß ist“, nämlich die Bewahrung des „Augapfel Gottes“: des Rechtes der Menschen. Demut aber erfährt der Mensch in seinen religiösen Bindungen gegenüber numinosen Instanzen und vermag deshalb leichter, den Drang souveräner Rücksichtslosigkeit bei der politischen und sozialen Gestaltung der Welt zu zügeln, als wenn ihm solche Bindungen fehlen.

10. November 1999

Am Koran, der „heiligen Schrift“ der Muslime, sind die islamische Religion und die von ihr seit Jahrhunderten geprägten Kulturen in besonderer Weise, wenn auch nicht ausschließlich, orientiert. Demzufolge müssen sich jene, die sich mit dieser Religion und den Kulturen von Muslimen befassen, auch intensiv mit diesem Buch befassen.¹

Der „heilige“ Text und seine Niederschrift

Nach einheitlicher islamischer Auffassung ist der Koran „Gottes (Allahs) Wort“, das dem Propheten Muhammad (570 – 632) in arabischer Sprache zum Vortrag vor den Menschen „offenbart“ worden ist. Dadurch ist er auch ein unvergleichliches, unnachahmbares Werk. Nach gängiger Meinung von nichtislamischen Wissenschaftlern enthält dieses Buch authentische Äußerungen Muhammads aus der Zeit zwischen seiner Berufung zum Propheten in Mekka um 610 und seinem Tod in Medina im Jahre 632. Es ist damit das älteste Zeugnis der arabischen Schriftsprache und Literatur.² Der Koran, wörtlich „die Lesung“, ist immer zum Vortrag gedacht gewesen. Demzufolge hat man besonderen Wert auf seine mündliche Überlieferung gelegt. Die ältesten Handschriften in noch unvollkommener arabischer Schrift sind vor einigen Jahrzehnten in der Großen Moschee der jemenitischen Hauptstadt Sanaa gefunden worden und stammen frühestens vom Ende des 7. Jahrhunderts.

Der Text des Korans ist in der Geschichte des Islams immer allen Muslimen zugänglich und niemals Monopol einer Spezialistengruppe gewesen. Muslime haben ihn in einzelnen Zitaten und vollständig immer wieder im gewählten Vortrag gehört und auswendig gelernt, zitiert und kommentiert und nicht zuletzt kalligraphisch aufgeschrieben. Er liegt in einer für alle Muslime

gleichermaßen gültigen arabischen Einheitsfassung vor. In der gelehrten islamischen Literatur überlieferte Lesevarianten betreffen im allgemeinen Details der Aussprache, nicht grundlegende Sinnunterschiede.

Diese Omnipräsenz des Korans ist Nichtmuslimen oder in einer nicht vom Islam geprägten Kultur nur schwer zu vermitteln, vor allem dann, wenn er nur in einer mehr oder minder philologisch genauen Übersetzung benutzt wird.³ Für den Gebrauch im Gottesdienst wird bis heute der arabische Text verwendet, für sein Verstehen und Erklären durch Nichtaraber sind allerdings schon frühzeitig Übersetzungen in andere Sprachen belegt. Heute ist der Koran teilweise oder vollständig in viele Sprachen übertragen und rivalisiert in dieser Hinsicht weltweit mit dem Bibeltext. Der Koran ist neben den volkstümlichen Geschichten von 1001 Nacht bis heute der arabische Text, der durch Übersetzungen in Europa und Amerika am meisten bekannt ist.

Die philologische Beschäftigung mit dem Text und seinem Kommentar

Wer und wann sich in Leipzig zum ersten Mal mit dem Text des Korans befasst hat, ist nicht festzustellen. Im 12. Jahrhundert, während der Kreuzzüge in den Nahen Osten, stellte Petrus Venerabilis (1092 – 1157), Abt von Cluny und Freund des gewaltigen Kreuzzugspredigers Bernard von Clairvaux, auf dessen Bitten eine lateinische Übersetzung zum Zwecke der Widerlegung her.⁴ Doch die Kenntnis von ihr wird wohl nicht so bald in den Osten Deutschlands gelangt sein. Diese Situation änderte sich im 16. Jahrhundert grundlegend. Die türkischen Osmanen rückten Mitteleuropa immer näher. Die „Türkengefahr“ war real und umfassend. Auch die Untertanen des sächsischen Kurfürsten mussten eine besondere „Türkensteuer“ entrichten. In dieser militärisch bedrohlichen Atmosphäre verbreitete sich die reformatorische Bewegung. Reformation und Türken und damit auch Beschäftigung mit dem Islam und seinem Hauptwerk wurden so aufs engste miteinander verbunden. „Es klingt paradox: Den Erfolg der Reformation in Deutschland haben die Protestanten nicht zum wenigsten den Türken zu verdanken. Die ständige Gefahr, die vom Expansionismus des Sultans Sulaiman ausging, verschaffte der jungen Bewegung Luthers immer wieder die nötigen Atempausen, denn der Kaiser brauchte die Verständigung mit den evangelischen Fürsten.“⁵ Die Türken bildeten neben dem Papsttum die Hauptfeinde Luthers, die sogar gegeneinander ausgespielt werden sollten. Er befasste sich auch mit ihnen, polemisch wie kenntnisreich. Er förderte u. a. die Übersetzung einer älteren Koranwiderlegung. Und 1543 schrieb Philipp

Melanchthon ein großes Vorwort, „Ermahnung an den christlichen Leser“, zur Herausgabe der lateinischen Übersetzung des Korans durch Zwinglis Nachfolger Theodor Bibliander (1504 – 1564) in Zürich, der sie außerdem mit mehreren klassischen *Confutationes* versah.⁶ Dieser Druck gelangte auch in die Leipziger Universität. So schuf die Reformation wichtige Voraussetzungen für das intensivere Studium des Islams und damit auch anderer Religionen.⁷ Beim Islam wirkte aber auch immer die Konfrontation mit den Türken in Mittel- und Südosteuropa mit, die allerdings auch friedliche Kommunikation kannte.

1683 kamen die osmanischen Truppen erneut bedrohlich nahe. Bald standen sie mit einem gewaltigen Heer vor der Kaiserstadt Wien. Hilfe kam aus dem Nordosten. Der polnische König sammelte Truppen, darunter das sächsische Aufgebot unter Kurfürst Johann Georg III. (1647 – 1691). Die Beute nach dem Sieg über die 200.000 türkischen Soldaten unter Führung des Großwesirs Kara Mustafa war gewaltig. Korane gab es nun zur Genüge, vollständige wie einzelne Teile. Dadurch wuchs erstmals das Angebot an Korantexten in Mitteleuropa sprunghaft an und gelangten diese dann durch Schenkungen auch in verschiedene Handschriftensammlungen. Den fast vollständigen Text enthält in der Universitätsbibliothek Nr. 51 des Katalogs von K. Vollers.⁸ Er wurde nach einer Notiz im türkischen Lager bei Wien am 17. Oktober 1683 erbeutet und gelangte in den Besitz des Universitätsgelehrten und Bibelexegeten Christian Friedrich Börner (1663 – 1753), der ihn 1712 der Paulinerbibliothek übereignete. Später, vor allem durch die Einnahme des ungarischen Ofen im Jahre 1686, kamen zahlreiche weitere Exemplare hinzu, darunter auch eine Miniaturausgabe des Korans oder auch ein für den Wesir Mustafa Pascha 1570 geschriebenes Fragment, das ein gewisser Friedrich Weiss am 2. September 1686, am fünften Tag nach der Einnahme von Buda, erbeutete und am 23. Februar 1687 der Leipziger Bibliothek schenkte.⁹

Insgesamt besitzt die Leipziger Universitätsbibliothek heute fast hundert handschriftliche, vollständige oder meist partielle Exemplare des Korans. Korane gehören zu jeder arabischen Handschriftensammlung. In Deutschland besitzt Leipzig bis heute neben Berlin, Gotha und München eine der größten und wertvollsten dieser Art.¹⁰ Die Geschichte dieser Texte ist noch nicht geschrieben, ihre Vielfalt und auch ihr kunsthistorischer Wert bisher kaum erfasst. Einige der in Leipzig befindlichen Texte des Korans kamen im 17. Jahrhundert ursprünglich aus dem vorderasiatischen Bereich nach Süddeutschland, z. B. in den Besitz des vielseitigen, auch orientalistisch gebildeten Johann Christoph Wagenseil (1633 – 1705) in Altdorf bei Nürnberg. Als Teil seines Nachlasses gelangten sie später in den Besitz der Universität Leipzig.

Die Leipziger Koranmanuskripte sind nicht besonders alt. Teile in älterer kufischer Schrift fehlen. Ein besonders schönes altes Exemplar ist das Koranfragment unter der Nummer *Bibliotheca orientalis* 1. Es kam 1694 als Geschenk des angesehenen Leipziger Verlegers Johann Friedrich Gleditsch (1653 – 1716) in den Besitz der Bibliothek. Dieses Prachtexemplar mit einem Format von 47 x 66 cm, auf Papier geschrieben und mit viel Gold angefertigt, offenbart durch weitere Notizen auch ein Stück islamischer Buchgeschichte. Auf Blatt 5 recto stehen Ort und Zeit der Anfertigung: Baghddad und das islamische Jahr 706 = 1306/7. Diese kostbare Schrift kann nur von einer hohen Persönlichkeit in Auftrag gegeben worden sein. Es war der mongolische Herr des Iraks, der Ilkhân Öldjaitu, der 1304 bis 1316 herrschte. Er war Muslim und begann im Jahre 1306 mit der Errichtung einer neuen Hauptstadt namens Sultâniyya südlich des Kaspischen Meeres. Sein Mausoleum erhebt sich bis heute dort in einer Ruinenlandschaft. Dieser Koran mag für die Verwendung in der zentralen Moschee bestimmt gewesen sein. Er dürfte ursprünglich dreißig Bände nach der Einteilung des Textes für die fortlaufende Lesung in dreißig Teilen enthalten haben. In anderen europäischen Bibliotheken finden sich auch Teile davon. Baghddad hatte damals zwar schon viel von seinem alten Glanz verloren, war aber immer noch ein wichtiges Zentrum islamischer Kultur neben Damaskus und Kairo unter der Herrschaft der Mamluken im Westen. Hier blühte unter den islamisierten Mongolenherrschern die Kunst erneut auf, verbanden sich Einflüsse aus Ost- und Mittelasien mit denen Westasiens, erlebte im 13. Jahrhundert auch die arabische Kalligraphie eine neue Blüte.¹¹

Während man im allgemeinen noch eifrig gegen den Islam polemisierte, verbreitete sich im protestantischen Gebiet auch die gelehrte, philologische Beschäftigung mit dem Text. Auch dafür besitzt die Leipziger Bibliothek ein wichtiges Zeugnis. 1699 wurde an der hiesigen Universität der aus dem schlesischen Landshut stammende, vielseitige Ludwig Christian Ludovici (1663 – 1732)¹² zum Professor des Organum und der morgenländischen Sprachen berufen. Er hatte in einer für uns heute etwas seltsamen Verbindung aristotelische Texte zu erklären und daneben orientalische Sprachen wie Hebräisch, Aramäisch und Arabisch zu lehren. Er stellte sich eine große Aufgabe. Er wollte den gesamten arabischen Text des Korans herstellen und ihn mit einer lateinischen Übersetzung herausgeben. Leider ist unbekannt, wieweit er bei diesem Projekt gekommen ist, aber in der Universitätsbibliothek befindet sich unter der Nr. 103 des Kataloges von K. Vollers ein Band, der die erste lateinische Konkordanz des Korans enthält.¹³ Sie ist leider nie publiziert worden und deswegen weitgehend unbekannt geblieben.

Das Interesse an dem islamischen Grundtext blieb unter den orientalistischen Gelehrten, die die Universität seit seiner Zeit in ununterbrochener Folge besaß, anfangs vor allem auch zum Vergleich mit den hebräischen und aramäischen Texten der Juden und orientalischen Christen. Es war eine sehr spezielle Beschäftigung, die wohl kaum ein breiteres Auditorium erfassen konnte. Dieses blieb weiterhin durch polemische Schriften bestimmt, mit denen die Falschheit der fremden islamischen Religion unterstrichen werden sollte.

Der eigentliche Gründervater der modernen Arabistik, Johann Jakob Reiske (1716 – 1774), der nicht an der Universität, sondern an der Nikolaischule lehrte, auch ein bedeutender neohumanistischer Pädagoge und Gräzist war, widmete sich in seinem kurzen Leben eher historischen und literarischen Studien, die spezifisch religiöse Seite war ihm als Aufklärer eher fremd und wurde von ihm als eigener Gegenstand bewusst beiseite gelassen. Damit öffnete er den Blick für die Totalität der orientalischen Kulturen, die nun auch die Öffentlichkeit erfasste, wie man gelehrten Zeitschriften dieser Zeit entnehmen kann, nicht zuletzt auch dem Schaffen seines Freundes Lessing.

Eine neue Zeit brach mit Reiskes geistigem Erben, dem Arabisten Heinrich Leberecht Fleischer¹⁴ (1801 – 1888), an. Fleischer war vor allem Arabist und Philologe, obwohl er sich auch mit anderen orientalischen Sprachen befasst hatte und eigentlich in St. Petersburg eine Professur für Persisch übernehmen wollte, bevor er 1835 als Landekind nach Leipzig berufen wurde. Da der Koran das Grunddokument der arabischen Schriftsprache ist, stand er im Zentrum seines wissenschaftlichen Interesses und auch seines akademischen Unterrichts, ohne dass er andere Textgruppen und Sprachperioden vernachlässigte. Fleischer zeigte keine generellen religionshistorischen Interessen. Als ausgebildetem Theologen schienen ihm in seiner Zeit derartige Fragen wohl zu delikat. Sein Leben hat er aber im Grunde dem Korantext und seiner Interpretation gewidmet. Bereits während seines Theologiestudiums galt sein Interesse dem Koran, der damals, wie die meisten orientalischen Texte, noch nicht im arabischen Druck vorlag. Auf Grund seines umfangreichen privaten Nachlasses in der Universitätsbibliothek und des ebenso breiten Gelehrtennachlasses in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen können seine entsprechenden Studien bis in Details verfolgt werden.

Im Dezember 1819 – im Mai 1818 hatte er mit dem Studium begonnen – erwarb er ein Koranmanuskript für 8 Reichstaler und 12 Groschen. Am 5. Dezember schrieb er dazu an seinen Vater in Schandau:

... Noch kann ich nicht umhin Dich in der Hoffnung, daß Du deßhalb nicht böse auf mich seyn wirst, in Kenntniß eines freylich etwas theuern Kaufes zu setzen, den ich neulich gethan habe. Du wirst vermuthl. aus dem letzten Briefe, den ich an Lieberten schrieb, gesehen haben, daß ich jetzt das Arabische und Syrische methodice unter Leitung der Professoren H. D. Rosenmüller, und H. D. Wiener treibe. Das geregelte Studium dieser Sprachen, die ich schon vorher so liebgewonnen hatte, hat meine Neigung dazu noch verstärkt. Nun mußte jetzt gerade ein Bekannter von Unruhen, von diesem an mich adressirt, zu mir kommen, und mir eine Seltenheit, – einen Koran manuscriptus – zum Kauf anbieten, der von einem seiner Vorältern bey der Eroberung des türkischen Lagers vor Wien erbeutet worden war, und nun so in der Familie bis auf seine Mutter fortgeerbt hatte, die aus Mangel sich jetzt genöthigt sah, dieses merkwürdige Familienstück zu veräußern. Ich konnte dieser Erzählung schon an und für sich Glauben schenken, da es bekannt ist, daß die meisten und schönsten geschriebnen Korans in Deutschland von jenem Siege der Kaiserlichen über die Türken herrühren, wie z. B. der herrliche Koran in der Dresdner Bibliothek, ein Stück einzig in seiner Art wegen der äußerst zielr. Handschrift und der splenden Verzierung. Aber um meiner Sache gewiß zu seyn, und mir in dieser Angelegenheit zugleich den Rath eines Sachverständigen zu erhalten, gieng ich damit zu Prof. D. Rosenmüller, der mich schon aus seinem arabischen Collegio kannte. Er bestätigte nach Durchlesung der türkischen Papiere, welche vorn abgesondert darin lagen, die Aussage des Besitzers, indem dieselben auswiesen, daß der Koran aus der kaiserl. Bibliothek, die damals in die Hände des Siegers gefallen war, herrührte, und freute sich nicht wenig, diese Rarität von so hohem Werthe in meine Hände gekommen zu sehn. Er selbst besitzt zwey geschriebene Koran's, die er mir zeigte und wovon ihm derjenige, der in Format und Condition dem meinigen am nächsten kam, 10 Rth. kostete. Er rieth mir also, wofern mich meine Umstände in den Stand setzten, eine so bedeutende Ausgabe zu wagen, das Manuscript zu kaufen, da ich es auf jeden Fall wieder um das Nämliche, wenn nicht um einen noch höhern Preis, absetzen könnte. Ueberdieß versicherte er mir, daß ich allerdings mit einem geschriebnen Koran am besten versorgt wäre, da die oriental. Abschreiber bey'm Copiren ihres heiligen Buches die scrupulöseste Genauigkeit anwendeten, um ja keine Schreibfehler zu begehen und so in andre Abschriften fortzupflanzen, und eine gute gedruckte Ausgabe erstens selten zu haben sey, und zweytens eben so theuer zu stehen komme. – Entschuldigt Du wohl also Deinen Sohn, daß er, nach langem Handel endlich mit dem Verkäufer einig wurde,

ihm für das ersehnte Buch 8 Rth. 12 Gr. zu geben?¹⁵ Ich habe mir aber auch vorgenommen, dafür recht zu sparen, und so lange als möglich jede Ausgabe für sich mir anbietende Bücher zu vermeiden.¹⁶

Fleischer studierte eifrig in dem erworbenen Text. Und schon zwei Jahre später, am 16. Dezember 1821, konnte er seinem Vater zum Geburtstag eine Übersetzungsprobe aus dem Koran zum Geburtstag schicken:

Und da wusste ich Dir denn nichts Bessers, nichts Ungewöhnlicheres zu bieten, als einen Uebersetzungsversuch etlicher ausgesuchter Stellen des Buches, welches, als Erzeugniß eines der gewaltigsten Geister in der Geschichte der Menschheit und den Stempel des Außerordentlichen selbst unverkennbar an sich tragend, doch von Vielen kaum dem Namen nach gekannt wird. Vielleicht hast Du es schon errathen, daß ich den Koran meine. Ich habe deßen Lectüre so gut als beendigt, und schon längst stand der Entschluß bey mir fest, Dir bey irgend einer Gelegenheit ein Pröbchen von dem darauf verwandten Fleiße zu geben. Nimm daher jetzt diese Erstlinge, welche ich Dir anspruchslos darbiete, als einen kleinen Beweis meines guten Willens, Dir zu Deinem Geburtstage eine sey' es auch noch so geringe Freude zu bereiten, freundlich an, mit der Ueberzeugung, daß die Hand, welche sie niederschrieb, sich eben so freudig zum Gebet für Dein Wohlseyn faltet, und in der Hoffnung, daß der Gott, den auch Muhammed lehrte und der in diesen Zeilen spricht, mich einst in den Stand setzen wird, Dir in Zukunft einmal bey der Feyer dieses Tages, – den er uns noch oft in diesem Leben vereint begrüßen laßen möge! – etwas Mehreres und Reiferes, als diese wenigen Blätter, als Opfer eines kindlichen Sinnes darzubringen. Denn die da Frucht bringen in Geduld, die giebt ihr Herr nicht verloren.

Als Beilage zu diesem Brief folgt die stark paraphrasierende Übersetzung der Sure 56 „Die Eintreffende“, 1-56 von H. L. Fleischer, die hier erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt werden soll:

Wenn einst der Tag, der da erscheinen soll, erscheint,
kein Sterblicher wird ihn dann noch bezweifeln wollen.

Das Hohe sinkt, das Niedrige strebt auf,
Es bebt die Erde dumpf in ihren Tiefen,
Die Berge reißen brausend von einander,
Und lösen sich in Sonnenstäubchen auf.

Ihr aber – in drey Haufen wird man euch dann theilen;

Zu stehen auf der rechten Seite – hohes Glück!
Zu stehen auf der linken Seite – tiefes Elend!
Doch die auf Erden einst die ersten auf dem Pfade zur Vollendung waren,

Die hohen Heil'gen und die Märtyrer,
Die sind auch hier die ersten in dem Buche der Vergeltung
Die Nächsten an den Throne des Unendlichen,
Und in den Gärten ew'ger Wonne wohnen sie.
Wohl triffst du unter ihnen Viele aus den alten beßren Zeiten
Doch wen'ge nur aus unsrer neuen schlechtern Zeit.
Hier siehst du nun, wie sie auf weiche Ruhekissen hingestreckt,
Einander ruhig gegenüber sitzen.
An ihnen wandeln ewig schöne Knaben auf und ab
Und bieten ihnen reinen Himmelsquell
In Schalen und Pocale frisch geschöpft,
Der ihnen nicht – wie euer irdscher Wein –
Das Blut erhitzt und den Verstand benimmt.
Auch süße Früchte bieten sie zu freyer Wahl den Seel'gen dar
Und zartes Fleisch von Vögeln ihres Paradieses
Von welchen immer sie nur wollen.
Und endlich, ihrer Wonne Maas zu füllen,
Gesellen paradiesisch schöne Mädchen sich zu ihnen,
Mit schwarzen Augen ihnen Wonne in die Seele blickend,
Mit Augen, groß und glänzend wie die reinsten Perlen,
Die noch des Menschen Habsucht nicht aus ihrer Muschel weiß.
Nie hören sie in diesen Räumen eiteles Geschwätz,
Nie sündlich freche Rede, sie zu kränken,
Nur: Heil euch, Heil uns! Ist der hohen Seel'gen Rede.

Doch groß auch ist die Seeligkeit der frommen Seelen,
Die, wenn auch nicht von allen Mängeln rein,
Doch redliches Bestreben bey dem Sträuschen nie verließ.
Du sahst sie vorhin auf der rechten Seite stehn,
Jetzt ruhn sie unter dichtbelaubten Lotusbäumen,
Und in dem kühlen, weithinausgedachten Schatten
Von hohen Palmen, die in langer Reihe die Engel hingepflanzt,
Bey'm Murmeln einer immer reinen Quelle,
Und unter süßen Früchten, die sich selbst herunterneigen,
Wenn sie von ihren Polstern sich darnach erheben.
Auch Mädchen haben sie, ihnen gleich in ew'ger Schönheitsfülle,
Stets rein und jungfräulich, für sie nur leben.

Bey diesen Frommen triffst du wohl aus alten Zeiten,
Und aus den neuen eine gleiche Zahl.

Aber elend ist das Leben der Frevler auf der linken Seite –
Es wärmt sie – eines gift'gen Windes Schwefelgluth,
Es kühlt sie – eines schwarzen Höllennebels Wallen,
Sie eßen – von des Höllengiftbaums Gallenfrüchten.
Und wollen sie das Dargereichte nicht verschlingen,
So sprechen spottend ihre Henker: Eßt euch satt, ihr Guten,
Und zwingen sie, die Mahlzeit zu vollenden.
Und sind sie endlich voll von diesem Gifte
So reicht man ihnen einen heißen Naphthatrunk
Den Satan selbst in seiner Hölle sich gebraut.

Das ist das Loos des Volkes auf der linken Seite,
Drumm lasst euch warnen, die ihr euch verständig glaubt!

Ob Fleischer jemals an eine vollständige Übersetzung gedacht hat, ist nicht mehr festzustellen. Im 19. Jahrhundert hat man mit ihr gerechnet.¹⁷ Er hat wohl nach Schülerzeugnissen selbst daran gedacht und sich dementsprechend Gedanken zu Prinzipien einer Übertragung gemacht, die über seine Schülerprobe hinausgingen. Nachdem 1840 eine Verdeutschung von L. Ullmann erschienen war, schrieb er in einer Rezension in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“:¹⁸ „... Nicht paraphrasiren, nicht erklären, soll der Koranübersetzer als solcher. Der Orakelton, die gesuchte Kürze, Schroffheit, Abgerissenheit, das Verschwommene, Vieldeutige, Dunkle, Ahnungsvolle des Ausdrucks gehört nicht minder, als die sinnliche Frische und Kraft, die rhetorische Pracht und Erhabenheit, zum Charakter des Buches, und Beides in seiner Vereinigung bildet den besten Theil des gleissenden Göttlichkeits-Nimbus, mit dem Mohammed wohlweislich seine Selbstoffenbarungen umgab und dessen ein Uebersetzer sie nicht entkleiden soll. Keine Umschreibung trete daher an die Stelle eines Gesamtbegriffs, nichts Bestimmtes an die Stelle des Unbestimmten, nichts Besonderes an die Stelle des Allgemeinen. Ob dies immer möglich ist? Allerdings nicht; aber besser, man hält jene Regeln für das Ganze in ihrer grössten Strenge fest und überlässt es den Einzelfällen, Zugeständnisse und Ausnahmen zu erzwingen ...“

Fleischer wollte die Grammatik und Lexik des Arabischen so exakt wie möglich beschreiben. Für den Koran stützte er sich auf die islamische Exegese, die zuerst eine philologische ist. Frühzeitig begann er sich mit dem damals beachteten Gelehrten al-Baidâwi (gest. 1316) zu befassen. Die Herausgabe

seines Kommentars bildete eine seiner Hauptsorgen und um diesen Kommentar drehte sich viele Semester lang seine Textlektüre, die bald Studierende aus allen deutschen Gebieten und auch aus dem Ausland anzog. Heute ist dieser Kommentar nicht mehr so angesehen, es gibt ältere und vollständigere. Für die Anfänge europäischer Koranwissenschaft im 19. Jahrhundert war er mangels anderer maßgebend.

Fleischer begann die zugänglichen Codices abzuschreiben, die in Leipzig und Dresden vorhanden waren. Diese Arbeit setzte er auch in Paris fort, wo er sich von 1824 bis 1828, erst als Hauslehrer eines angesehenen Aristokraten, dann als Orientalistikstudent, aufhielt. 1827 war er mit dem Abschreiben fertig und schrieb am 6. April 1827 an seinen Freund Gustav Flügel in Meißen: „... Beidhawi wird, wenn Du herkommst, schon ziemlich zur Hälfte fertig seyn. Ich sehe schon die neidischen Augen die Herr Flügel machen wird, wenn ich ihm meine dicken Hefte zu huldreicher Beaugapfelung überreichen werde. Dafür hat mir eben der Mann auch manche saure Stunde gekostet, und wird mir im Sommer noch manchen Schweißtropfen auspressen ...“¹⁹ Fleischer hat den ganzen Kommentar auf insgesamt 1012 Seiten vom 1. Januar bis zum 5. November 1827 nach Handschriften in Paris, Leipzig und Dresden kopiert und mit Auszügen aus den Glossaren des Kommentars versehen. Seine drei handschriftlichen Bände liegen heute in der Universitätsbibliothek.²⁰ Dem hat er – leider nur handschriftlich – Glossen und ein umfangreiches Glossarium hinzugefügt.²¹ Erst zwanzig Jahre nach seinen intensiven Bemühungen, in den Jahren 1846 bis 1848, erschien der umfangreiche arabische Text bei Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit den Drucktypen von Wilhelm Vogel in Leipzig unter dem Titel „Beidhawii Commentarius in Coranum“, sauber und schön gedruckt, in zwei Bänden mit insgesamt 1067 Seiten und mit einer lateinischen Widmung „zum Gedenken von Johann Jakob Reiske, dem unvergleichlichen Manne, dem Ersten unter den Deutschen in den arabischen Wissenschaften (*Memoriae Joannis Jacobi Reiskii viri incomparabilis literarum arabicarum inter Germanos principis*)“.²²

Der schon erwähnte Gustav Flügel (1802 – 1870), Fleischers guter Freund aus Bautzener und Leipziger Studientagen, seit 1832 Gymnasialprofessor an der Meißner Fürstenschule, ein fleißiger Editor arabischer Texte,²³ der dabei übrigens auch immer mit Fleischers großzügiger Unterstützung rechnen konnte, kam schneller zu einem Ergebnis. Er wurde immer wieder von dem namhaften und einflussreichen Wiener Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall (1774 – 1856) gefördert. Auf dessen Anregung hin stellte Flügel, übrigens mit Hilfe der Handschriften des Baidâwi-Kommentars, den Text des Korans her, der 1834 gedruckt werden konnte.²⁴ In Carl Tauchnitz



Abb. 1: Fragment eines Prachtkorans aus Bagdad aus dem Jahr 1306

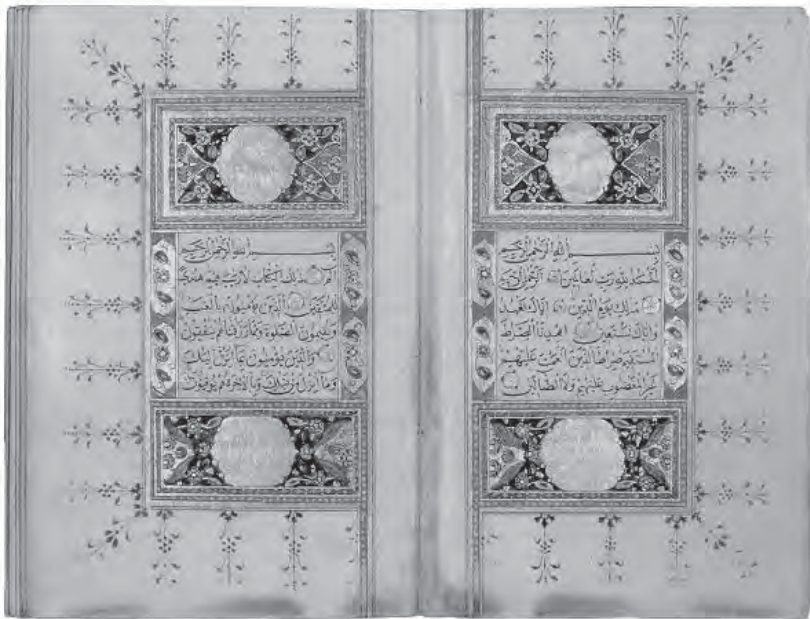


Abb. 2: Anfang eines Korans, wahrscheinlich aus dem 16. oder 17. Jahrhundert

(1761 – 1836) fand er einen tätigen Verleger, der über seine Londoner Vertretung diesen Druck sogar in Indien absetzen konnte. So erschien in Leipzig der erste weit verbreitete, „im großen und ganzen zuverlässige“, ²⁵ übrigens auch preiswerte Druck des gesamten Korantextes in Westeuropa, ²⁶ der übrigens in der Orientalistik erst 1924 durch die neue und bald zum Standard werdende Edition des Korans durch die Azhar in Kairo ersetzt wurde. Flügels Koran erlebte 1841 und 1858 weitere Auflagen, bereits 1837 und dann nochmals 1855 und 1867 übrigens auch ein Plagiat als Neuauflage aus der Feder des Leipziger Theologen Gustav Moritz Redslob (1804 – 1882). ²⁷ Flügel edierte dann 1842 zudem eine „noch heute nützliche“ ²⁸ Wortkonkordanz. So wurden wichtige Grundlagen für weitere Koranstudien durch Orientalisten gelegt.

Der Koran – seine Geschichte und Übersetzung

Fleischer wirkte mit seinen koranischen Interessen auch auf seine zahlreichen Schüler, ²⁹ unter denen einer der Begründer der europäischen Islamwissenschaft hervorzuheben ist, der aus Budapest stammende Ignaz Goldziher (1850 – 1921). Eines seiner bahnbrechenden, bis heute nicht überholten Bücher, sein Alterswerk, widmete er der Geschichte der islamischen Koranexegese: „Die Richtungen der islamischen Koranauslegung“, erschienen 1920. Damit begann die nächste Periode: die wissenschaftliche Erforschung des Textes und die philologisch exakte Übersetzung. 1860 gab Theodor Nöldeke (1836 – 1930) mit 24 Jahren in Göttingen die „Geschichte des Qorans“ als Preisarbeit heraus und stellte damit das Koranstudium unter dem Einfluss der zeitgenössischen bibelwissenschaftlichen Arbeiten auf ein festes Fundament. 1909 erschien die zweite Auflage der „Geschichte des Qorans“ von T. Nöldeke in der Bearbeitung seines Freundes, des Semitisten und Arabisten Friedrich Schwally (1863 – 1919), der damals in Gießen und später in Königsberg lehrte und übrigens der Schwager des Leipziger Altorientalisten Heinrich Zimmern (1862 – 1931) war. Nöldeke und Schwally hatten keine besondere wissenschaftliche Beziehung zu Leipzig, aber die genannte zweite Auflage der Korangeschichte erschien wie viele andere orientalistische Arbeiten in Leipzig in der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Theodor Nöldeke, Professor in Kiel und dann in Straßburg, bestimmte die deutschsprachige Orientalistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, wie es Fleischer als Arabist von Leipzig aus in der Mitte des 19. Jahrhunderts getan hatte. Andere Arbeiten traten in seinen Schatten, so auch „Das Leben und die Lehre des Mohammed“, das

1884 Fleischers Schüler und späterer Kollege, der Oberbibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek, Ludolf Krehl (1825 – 1901), herausgab.

Nach Tauchnitz kümmerte sich nunmehr ein anderer großer Leipziger Verlag um den Koran, nämlich Reclam. Die Reclam-Übersetzung war dann im 20. Jahrhundert bis in die 80er Jahre hinein prägend und hat ihre Bedeutung bis heute nicht ganz verloren. Bereits 1895 – 97 hatte der Reclam Verlag die vollständige Übersetzung von „1001 Nacht“ herausgebracht. Verantwortlich zeichnete ein gewisser Max Henning, ein sonst unbekannter Autor, der unter Orientalisten Anlass zu dem verbreiteten, aber unbegründeten Gerücht gegeben hat, es habe sich um den bekannten Hallenser Professor August Müller (1848 – 1892) gehandelt, der unter Pseudonym für seine verschwenderische Frau solche Kärnerarbeit leistete. Auf jeden Fall verstand der Autor seine Arbeit. Die Übersetzungen aus dem Arabischen sind weitestgehend exakt und gut zu lesen.³⁰ 1901 ließ Reclam von ihm die Koranübersetzung erscheinen. Wer war der Übersetzer? Er lebte von 1861 bis 1927 und studierte wohl Theologie in Breslau oder Berlin. Eine Dissertation von ihm ist unbekannt. Seit Ende 1901 war er im Verlagswesen tätig und wurde gleichzeitig zum fleißigen Organisator freidenkerischer Unternehmungen, insbesondere der Gesellschaft für ethische Kultur, die 1913 mit anderen das „Weimarer Kartell“ bildete. Nach dem Koran hat er sich offenbar nicht wieder orientalisch geäußert. Seine Übersetzung war vornehmlich „für den Laien und den angehenden Studierenden berechnet ... Nicht neue Ergebnisse sollten zu Tage gefördert, sondern die alten bewährten in gedrängtester Kürze als Einführung und Anregung zu weiteren Studien zusammengefaßt werden.“³¹

In akademischen Kreisen wurde weiterhin über eine bessere Übertragung nachgedacht. Der Leipziger Arabist, Grammatiker und Lexikograph August Fischer (1865 – 1949), ein oft hyperkritischer Philologe, widmete dieser Frage 1937 eine ganze Leipziger Akademieabhandlung unter dem Titel „Der Wert der vorhandenen Koran-Übersetzungen und Sure 111“. Diese Sure umfaßt übrigens nur 5 Verse. Sein Resümee erschien mahnend, vielleicht sogar abschreckend.

Eine Koran-Übersetzung ist keine leichte Aufgabe. Die namhaftesten Arabisten, Gelehrte wie REISKE, SACY, FLEISCHER, DE GOEJE, NÖLDEKE, GOLDZIERER u. a., sind ihr ausgewichen, wenigstens z. T. wohl, weil sie ihre großen Schwierigkeiten kannten. Die meisten bisherigen Koran-Übersetzer waren Arabisten, zweiten, ja selbst dritten und vierten Ranges.³²

Aus dieser Schilderung dürfte einleuchten, daß man nie im Stande sein wird den Koran in allen seinen Einzelheiten sicher zu verstehen. Ein gewissenhafter Koran-Übersetzer wird vielmehr immer mit zahlreichen Fragezeichen und mit der Aufzählung verschiedener Deutungsmöglichkeiten arbeiten müssen.

Liegen aber die Dinge so, dann wird man natürlich nicht von unseren Koran-Übersetzern verlangen dürfen, dass alles, was ihre Übersetzungen enthalten, über jeden Zweifel erhaben ist. Man wird ihnen aber, dem einen mehr dem andern weniger, vorwerfen dürfen:

1. Daß sie den Koran vielfach nicht, wie es allein den Gesetzen der Hermeneutik entsprochen hätte, in erster Linie aus sich selbst heraus zu verstehen gesucht haben, daß sie vielmehr unkritisch in weitem Umfange den teils von törichten einheimischen Legenden und teils, wie schon erwähnt, von dogmatischen Voraussetzungen beeinflussten Erklärungen späterer Kommentare gefolgt sind;
2. daß sie sich im Gegensatz dazu wenig um die doch oft recht wertvollen philologischen Angaben der einheimischen Kommentare gekümmert haben;
3. daß die schon zu ihrer Zeit zugänglichen Koran-Lesarten zu wenig von ihnen berücksichtigt worden sind;
4. daß sie immer nur jüdische und christliche Elemente im Koran gesucht und dabei vergessen haben, daß der Prophet im arabischen Heidentum aufgewachsen war und daher notwendigerweise in erster Linie von dessen Gewohnheiten und Gebräuchen und auch von den Motiven, den Formen und der Sprache seiner Dichtkunst, die im geistigen Leben der heidnischen Araber eine große Rolle spielte, beeinflusst gewesen sein mußte;
5. daß ihre Beherrschung der Feinheiten der altarabischen Grammatik und der Tropen und Idiomatismen des altarabischen Sprachgebrauchs unzulänglich war; und
6. daß ihre Übersetzungen zu assertorisch waren und den problematischen Charakter vieler Koran-Stellen nicht erkennen ließen, so dass die Leser oft ganz unzutreffende Anschauungen von dem wirklichen Sachverhalte gewinnen mussten.³³

In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde diese Frage wieder akut, damals auch unter den Bedingungen der deutschen Teilung und der erschwerten Kontakte zwischen Wissenschaftlern in Ost und West.

In Tübingen machte sich Rudi Paret (1901 – 1983) an eine philologisch getreue deutsche Übersetzung des Korans. 1935 legte er erstmals seinen Plan

einer neuen Übersetzung in der Festschrift seines Lehrers Enno Littmann vor. 1963 – 1966 bereitete er dann die Ausgabe vor. Entsprechend seinem Naturrell betonte er die Interpretationsschwierigkeiten, formulierte umständlich und oft mit zahlreichen Varianten. 1966 gab er den Text bei Kohlhammer in Stuttgart heraus. Er ist bis heute – bei allen erklärten Nachteilen – die Übersetzung, die meist in wissenschaftlichen Arbeiten in deutscher Sprache verwendet wird. Durch einen sachlichen und knappen Kommentar mit Zügen einer Konkordanz wird der Zugang zu dieser Übersetzung erleichtert.³⁴

In den Sechzigern dachte auch der Leipziger Reclam-Verlag an eine Koranübersetzung. Man wollte sich aber nicht mit einem einfachen Nachdruck des alten Henning zufrieden geben, wie es inzwischen in Stuttgart geschehen war, sondern sprach den Leipziger Religionshistoriker Kurt Rudolph (geb. 1929) und auch den Mediävisten Ernst Werner (1920 – 1993) wegen der Bearbeitung an. Letzterer schrieb eine historische Einleitung, während ersterer auf die islamische Religion und den Koran einging und den gründlich durchgesehenen und korrigierten Text mit nützlichen, knappen Erklärungen, einem ausführlichen Register der Eigennamen und Begriffe und einer Bibliographie versah. Als Student habe ich die Arbeiten der beiden an diesem Text miterlebt. 1968 erschien die Neuauflage von Henning in Leipzig und erlebte mehrere Auflagen.³⁵ In den achtziger Jahren wurde das preiswerte Bändchen in der DDR zu einem Bestseller, erlebte Lizenzaufgaben in der Bundesrepublik und kann bis heute nur als sehr nützliche Koranübersetzung in deutscher Sprache empfohlen werden. Unter den wissenschaftlichen Koranstudien ist die 1969 verteidigte Habilitationsschrift meines arabistischen Lehrers Wolfgang Reuschel (1924 – 1991) zu *Aspekt und Tempus in der Sprache des Korans* nicht zu vergessen, die leider, da sie erst 1996 veröffentlicht wurde, kaum Auswirkungen auf die wissenschaftliche Diskussion hatte.³⁶

Seit den achtziger Jahren hat die Zahl der Koranübersetzungen und -kommentierungen in deutscher Sprache zugenommen. Erstmals haben deutschsprachige Muslime sich selbst der Übertragung gewidmet.³⁷ Trotzdem bleibt unter ihnen auch Hennings Übersetzung beliebt, wie die Neuauflage von Murad Wilfried Hofmann in Istanbul im Jahre 1998 zeigt. In seinem Vorwort meint der bekannte deutsche muslimische Autor:

Doch Hennings Versuch war der bis dahin weitaus gelungenste – von bewunderter Nähe zum Original ... In der Tat ist die Qualität der Henningschen Fassung und ihre Treue zum Original so, dass sie auch von deutschen Muslimen benutzt wird. Dies rechtfertigt auch die vorliegende Neubearbeitung, trotz zahlreicher notwendiger Korrekturen.³⁸

Damit ist das Kapitel Leipzig und der Koran vorerst abgeschlossen. Gegenwärtig findet in Leipzig dieser Text zwar in Lehrveranstaltungen, aber nicht in der Forschung Interesse. Inzwischen sind neue Materialien (Manuskripte, Kommentare) und Erkenntnisse zugänglich gemacht worden. Doch gleichzeitig hat die zunehmende Konfrontation mit dem Islam auch zu teilweise seltsamen, auf jeden Fall bedrückenden Erscheinungen der Selbstisolation und Angst vor jeglicher wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Werk auf muslimischer Seite geführt. Deutsche Wissenschaftler sind in den letzten Jahren mit neuen Arbeiten hervorgetreten. Sie betreffen vor allem:

- die historisch-kritische Analyse des Textes unter Beachtung neuer bibelwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Erkenntnisse³⁹,
- das biblische Erbe im Koran wie in der islamischen Überlieferung⁴⁰,
- die Geschichte des Korantextes in der europäischen Geisteskultur,⁴¹
- die Geschichte der Koranorthographie und Korankunst auf Grund der ältesten Fragmente⁴².

Viele Desiderata bleiben, z. B.

- die Herstellung eines kritisch-historischen Textes
- die Herstellung eines Koranwörterbuchs.

Ein beachtlicher Fortschritt ist inzwischen das Erscheinen einer Koranenzyklopädie.⁴³

Muslime beachten nichtmuslimische Beschäftigung mit „Gottes Wort“ mit Achtung, oft aber auch mit Misstrauen und mit Ablehnung. Die Anwendung neuer literaturwissenschaftlicher und hermeneutischer Methoden kann von islamischen Fanatikern und engstirnigen Geistern sogar verfolgt werden, wie das bekannte Beispiel des ägyptischen Literaturwissenschaftlers Nasr Hamid Abu Zaid⁴⁴ gezeigt hat. Hier sind weitere Auseinandersetzungen zu erwarten, die sich punktuell auch auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Korantext auswirken können. Seine solide und ausgewogene Erforschung bleibt jedoch eine besonders wichtige Aufgabe.

Anmerkungen

¹ Vgl. zur Einführung H. Bobzin, *Der Koran. Eine Einführung*, München 1999; M. Cook, *Der Koran. Eine kurze Einführung*, Stuttgart 2002; *Der Koran*, Leipzig 1968 u. öfter.

² In Europa und Nordamerika erscheinen immer wieder Tendenzen, die diese opinio communis in Anlehnung an historisch-kritische Untersuchungen zur

Bibel kritisch sehen und andere Vorstellungen zur Entstehung des Islams wie des Korans, z. B. in späterer Zeit und an anderen Orten als in Mekka und Medina, äußern. Diese neuen Ansätze sind zwar umstritten, aber für die Koranstudien unbedingt anregend. Vgl. zuletzt beispielsweise die Veröffentlichungen von C. Luxenberg, u. a. Ders., *Die syro-aramäische Lesart des Koran. Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache*, Berlin 2000, und den Konferenzbericht von Michael Marx, *Ein neuer Impuls für die Erforschung des Korans*, in: INAMO 33, 2003, S. 45 ff.

³ Vgl. N. Kermani, *Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran*, München 1999.

⁴ Vgl. J. Fück, *Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts*, Leipzig 1955, S. 3 ff.

⁵ F. Bedürftig, Karl V., München 1999, S. 160.

⁶ Theodor Bibliander, *Machumetis Sarazenorum Principis eiusque Successorum Vitae ac Doctrina*, Tiguri 1543. Vgl. G. Pfannmüller, *Handbuch der Islam-Literatur*, Berlin, Leipzig 1923, S. 147, 213.

⁷ Vgl. dazu H. Bobzin, *Der Koran im Zeitalter der Reformation. Studien zur Frühgeschichte der Arabistik und Islamkunde in Europa*, Beirut 1995. (Beiruter Texte und Studien 42).

⁸ S. K. Vollers, *Katalog der islamischen, christlich-orientalischen, jüdischen und samaritanischen Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig*, Nachdruck der Ausgabe von 1906, Osnabrück 1975, S. 15 f.

Der Jenenser Orientalist Karl Vollers (1857-1909), der 1886 bis 1896 Direktor der Kairoer Vizeköniglichen Bibliothek gewesen war, stellte diesen Katalog 1897 bis 1903 auf Wunsch der Direktion der Universitätsbibliothek her. Die danach durch die Bibliothek erworbenen oder ihr geschenkten arabischen Manuskripte sind leider bis heute noch nicht erfasst.

⁹ *S. Codices Orientalium Linguarum descripserunt* H. L. Fleischer et F. Delitzsch, Grimma 1838, Nachdruck: Osnabrück 1985, S. 353 Nr. XXXVIII.

¹⁰ Vgl. G. Müller, *Orientalische Handschriften*, in: H. Debes (Hg.), *Zimelien. Bücherschätze der Universitäts-Bibliothek Leipzig*, Leipzig 1988, S. 139 ff.

¹¹ Vgl. M. Hattstein, P. Delius (Hg.), *Islam: Kunst und Architektur*, Köln 2000, 386 ff.: *Islamische Mongolen: vom Mongolensturm zu den Il-khanen; Prachtkorane aus tausend Jahren. Handschriften aus dem Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek München*, München (1998), S. 8 f.

¹² Vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie* 19, S. 395 f.

¹³ Vgl. K. Vollers, a. a. O., S. 28 f.

¹⁴ Vgl. H. Preißler, *Arabistik in Leipzig (vom 18. Jahrhundert bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts)*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift Karl-Marx-Universität, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe*, 28. Jg., 1979, Heft 1,

S. 91 ff.; W. Reuschel, Heinrich Leberecht Fleischer, in: Beiträge zur Universitäts-geschichte, Leipzig 1959, S. 422 ff.

Aus Fleischers Studienzeit stammen weitere lebendige Briefe, s. Aus Briefen eines Leipziger Studenten, in den Jahren 1819 – 1824 an seine Eltern geschrieben, in: G. Merseburger (Hg.), Leipziger Kalender. Ein illustriertes Jahrbuch für 1905, Leipzig 1905, S. 57 ff.

¹⁵ Zum Vergleich andere Preisangaben aus Fleischers Korrespondenz: Eine Postkutschenfahrt von Dresden nach Leipzig kostete damals 10 Reichstaler, die übliche Einschreibungsgebühr an der hiesigen Universität 6 Reichstaler und ein studentischer Mittagstisch in Leipzig 2 Groschen 3 Pfennige.

¹⁶ Vgl. die Wiedergabe des Briefes in: Aus Briefen eines Leipziger Studenten, a. a. O., S. 65 f. Hier wird er nach dem Original in der Leipziger Universitätsbibliothek wiedergegeben.

¹⁷ Noch 1923 schreibt G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur, Berlin, Leipzig 1923, S. 219: „H. L. Fleischers Koranübersetzung harzt leider immer noch der Herausgabe.“ S. auch A. Fischer, Der Wert der vorhandenen Koran-Übersetzungen und Sure 111, Leipzig 1937, S. 6 A 2: „Ich möchte jetzt bezweifeln, daß es je eine handschriftliche Koran-Übertragung von der Hand Fleischer's gegeben hat. Vgl. hierzu meine Bemerkungen in der Nöldeke-Festschrift, a. a. O.“

¹⁸ Ebd. März 1841, S. 53.

¹⁹ Brief an Flügel im Fleischer-Nachlass der Universitätsbibliothek.

²⁰ Vgl. Vollers Nr. 96, ebd. S. 26.

²¹ Vgl. Vollers Nr. 98 und 99, ebd. S. 27.

²² Eine Vorstellung von der Art dieser Exegese können die meist kurzen Exzerpte in deutscher Übersetzung in H. Gätje, Koran und Koranexegese, Zürich, Stuttgart 1971, passim, geben.

²³ Vgl. dessen Manuskripte, die als Druckvorlagen wichtiger arabischer bibliographischer Werke dienten, in der UB, s. Vollers Nr. 7., 8 und 9, ebd. S. 2 f.

²⁴ Vgl. ebd. in meinem privaten Exemplar, einem Geschenk von G. Höpp, steht auf der Innenseite handschriftlich: „Donum Redslobii mens. Septbr. a. h. s. XXXVI“. Auf wen sich das bezieht, lässt sich leider nicht feststellen.

²⁵ So Bobzin S. 169.

²⁶ 1787 war in St. Petersburg der arabische Koran gedruckt und bis 1798 mehrfach aufgelegt worden. Vgl. I. J. Kratschkowski, Die russische Arabistik. Umrisse ihrer Entwicklung, Leipzig 1957, S. 49 ff. Zu weiteren Drucken, so z. B. Kazan 1803, Teheran 1828, Calcutta 1831 u. a., s. Bobzin, Der Koran, S. 166 f.

²⁷ Vgl. H. Bobzin, Von Venedig nach Kairo: Zur Geschichte arabischer Korandrucke (16. bis frühes 20. Jahrhundert), in: E. Hanebutt-Benz, D. Glass, G. Roper, T. Smets (Hg.), Sprachen des Nahen Ostens und

die Druckrevolution. Eine interkulturelle Begegnung, Westhofen 2002, S. 151 ff. G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur, Berlin, Leipzig 1923, S. 213 spricht vorsichtiger von „immer neuen Stereotypausgaben, revidiert von Redtslob.“

²⁸ Bobzin, a. a. O., S. 170.

²⁹ Vgl. auch Otto Loth (1844 – 1881), Tabarī's Korancommentar, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 35, 1881, 588 – 610.

³⁰ G. Pfannmüller, a. a. O., S. 218: „Eine lesbare und verständige Übersetzung ist diejenige von Henning.“

³¹ Der Koran. Aus dem Arabischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von Max Henning, Leipzig o. J. Das Vorwort, aus dem dieses Zitat stammt, trägt als Ausstellungsort und Datum Frankfurt a. M. 1901.

³² Ebd. S. 6 f.

³³ Ebd. S. 9.

³⁴ Der Koran. Übersetzung von Rudi Paret, Stuttgart u. a. 1966; Der Koran. Kommentar und Konkordanz von Rudi Paret, Stuttgart u. a. 1971; die preiswerte zweibändige Taschenbuchausgabe erschien erstmals 1980.

³⁵ Der Koran. Aus dem Arabischen. Übersetzung von Max Henning. Einleitung von Ernst Werner und Kurt Rudolph. Textdurchsicht, Anmerkungen, Register von Kurt Rudolph, Leipzig 1968.

³⁶ Vgl. W. Reuschel, Aspekt und Tempus in der Sprache des Korans, Frankfurt a. M. u. a. 1996. (Leipziger Beiträge zur Orientforschung 6).

³⁷ Vgl. z. B. Der Koran. Die Heilige Schrift des Islam in deutscher Übertragung mit Erläuterungen nach den Kommentaren von Dschalalain, Tabari und anderen hervorragenden klassischen Koranauslegern. Ahmad v. Denffer, Islamabad und München 1996.

³⁸ Vgl. Der Koran – Das heilige Buch des Islam. Aus dem Arabischen von Max Henning. Überarbeitung und Einleitung von Murad Wilfried Hofmann, Istanbul 1998, S. XI.

³⁹ Vgl. z. B. T. Nagel, Der Koran. Einführung. Texte. Erläuterungen, München 1983; ders., Medinensische Einschübe in mekkanischen Suren, Göttingen 1995. (Abh. d. AdW in Göttingen. Philol.-hist. Kl. 3/211); A. Neuwirth, Studien zur Komposition der mekkanischen Suren. Berlin 1981.

⁴⁰ Vgl. z. B. M. Bauschke, Jesus im Koran, Köln, Weimar, Wien 2001; C. Schöck, Adam im Islam. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Sunna, Berlin 1993. (Islamkundliche Untersuchungen 168).

⁴¹ Vgl. H. Bobzin, Der Koran im Zeitalter der Reformation. Studien zur Frühgeschichte der Arabistik und Islamkunde in Europa, Beirut 1995. (Beiruter Texte und Studien 42).

⁴² Vgl. H.-C. Graf von Bothmer, K.-H. Ohlig, G.-R. Puin, Neue Wege der Koranforschung, in: Universität des Saarlandes, magazin forschung 1/1999, S. 33 ff.

⁴³ J. D. McAuliffe (Hg.), Encyclopaedia of the Qur'ân, Bd.1 ff., Leiden, Boston, Köln 2001 ff.

⁴⁴ Vgl. N. Kermani, Die Affäre Abû Zaid: eine Kritik am religiösen Diskurs und ihre Folgen, in: Orient 35, 1994, S. 25 ff. Haltungen von Nasr Hamid Abu Zayd s. z. B. in: Spricht Gott nur Arabisch? Der Koran ist ein historischer Text. Er eignet sich nicht als Mittel zu politischen Manipulationen, in: ZEIT 03/5, in: http://zeus.zeit.de/text/2003/05/Abu_Zaid. 23.01.2003.

Verzeichnis der Abbildungen:

Beide Abbildungen sind dem Buch: Zimelien. Bücherschätze der Universitätsbibliothek Leipzig, herausgegeben von Dietmar Debes. Leipzig: Seemann, 1998 entnommen.

Abbildung 1: Fragment eines Prachtkorans aus Baghdad aus dem Jahr 1306, S. 146

Abbildung 2: Anfang eines Korans, wahrscheinlich aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, S. 157

Erich Loest
Uni von außen

In mehr als einer Beziehung hat sich Leipzig einen weltgeschichtlichen Ruf erworben, und sein Name wird mit Recht in allen Zonen genannt und von allen Zungen gesprochen. Wenn der schon hierdurch gerechtfertigte Stolz eines Jeden auf *sein Leipzig* zur näheren Kenntnis wohl der früheren, als der bestehenden Zustände der Stadt einladet, so muss es noch mehr die Bemerkung tun, daß Leipzig von jeher auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse des Vaterlandes einen ungemein wichtigen, oft entscheidenden Einfluß ausübte und wohl auch ausübt. Dies ist um so bedeutungsvoller, weil Leipzig dieses Gewicht nicht sowohl äußerlich erworbenen Rechten verdankt, sondern seinem moralischen Einflusse, und dem Umstande, daß es im Vaterlande die höchste Stufe geistiger Bildung erstiegen hat und als Sitz der Wissenschaften und der Stapelplatz des Welthandels behauptet.

So lesen wir in einer Chronik um das Jahr 1830 und gehen in uns. Wir schlagen ein anderes Buch auf und zitieren: „Nein, sie haben mich nicht gereut, meine fünfzehn Leipziger Jahre vom Oktober 1948 bis zum August 1963. Sie konnten dem gewidmet sein, was ich wahrhaft wollte: dem Lehren und Schreiben.“ So beginnt Hans Mayer den zweiten Band seiner Erinnerungen „Ein Deutscher auf Widerruf“. Später heißt es: „Mein Ort war der Hörsaal 40. Der notdürftig wieder hergestellte Hörsaal einer einstmals königlich-sächsischen Landesuniversität, beileibe nicht deren Aula Magna. Die war zerstört worden im Krieg. Hörsaal 40 kam dadurch zu den Ehren eines Auditorium Maximum. Er lag im obersten Stockwerk, überwölbt von einem Glasdach, das gutes oder schlechtes Wetter erkennen machte. Sehr oft schlechtes.“

Dieses Leipzig betrat ich am 1. April 1948, 22-jährig, normal geschult bis zu meinem 13. Jahr, dann verwildert durch zu viel Hitlerjugend, Schießtraining und Krieg. Tagaus tagein trug ich eine Marinehose und eine Lederjacke,

die ich im Gefangenenerlager einem ehemaligen Panzerfahrer gegen eine Fleischbüchse und hundert Zigaretten abgetauscht hatte. Nach halbjährigem Gastspiel auf Rittergutsfeldern nahe Borna war ich in den Journalismus geraten, flink und beinahe nur auf mich gestellt, begriff ich Binsenwissen wie den Unterschied zwischen Meldung und Kommentar. Der Chefredakteur der „Leipziger Volkszeitung“ vertraute mir die Kreisseiten von Wurzen und Grimma an, Metteure lehrten mich die Praktiken des Umbruchs, die nur gelingen können, wenn einer Spiegelschrift kopfstehend zu lesen vermag. Das war spannender Alltag. Um mich breitete sich Leipzig, und da war seine Universität.

Freunde aus meiner Heimatstadt studierten hier, einer war, damals gingen Karrierewunder rasant, zwei Jahre später schon Dozent an der Arbeiter- und Bauernfakultät und lehrte Literatur, „Faust“ auch und als Höhepunkt geistigen Welterschaffens den Roman „Fern von Moskau“ eines Autors, dessen Name mir im Moment nicht einfallen mag. Ich erfuhr vom charismatischen Funktionär des Studentenrats Natonek, der als liberaler Demokrat ungebührlich viele Stimmen auch von Genossen auf sich zog und, so waren die sowjetischen Bräuche, sehr bald wegen Spionage verhaftet und zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt wurde.

Nein, sie reuen mich nicht, meine neun Jahre bis zum November 1957, die ich in Leipzig verbrachte, sie waren dem gewidmet, was diesem Lebensabschnitt zugeordnet sein sollte: Einfühlen in den Beruf, Liebe, Heirat, in meinem Fall das Tasten in die benachbarte Schriftstellerei, drei Kinder und sieben Bücher.

Da war diese Universität. Sie galt ein Dutzend Jahre lang als die bedeutendste in Deutschland. Gadamer hatte schon kapituliert, aber noch lehrten Frings und Korff, aus ihren Emigrationen waren nach Leipzig gekommen Ernst Bloch, Hans Mayer, Wieland Herzfelde, Werner Kraus, Walter Markow und Hermann Budzislowski. Es war Brauch an der Universität, zu öffentlichen Debatten zu laden, Bloch stritt mit Emil Fuchs über Christentum und Marxismus. Ich muss nicht nachlesen, mein Gedächtnis hat es bewahrt, wie im Mai 1955 an Friedrich Schillers hundertfünfzigstem Todestag Hans Mayer in der überfüllten Kongresshalle ausrief: „Es ist nicht die Frage, wie wir *zu* Schiller, sondern wie wir *vor* Schiller stehen.“ Der Hörsaal 40 war, wenn Hans Mayer seine Sondervorlesungen am Dienstag Nachmittag hielt, zwei Stunden vorher gefüllt, der Professor stieß Fenster auf und bot uns Namen und Werke, die nicht dem realsozialistischen Kanon entsprachen: Musil, Hofmannsthal, Rilke, Kafka gar. Mayer kehrte aus Kilchberg zurück und berichtete durch-

aus nicht nebenbei, an welchem Tische er dort gespeist und über die Soßen der Frau Stöhr sich launig ausgelassen hatte. Zu Bloch wagte ich mich und verstand kein Wort.

Da begab es sich, dass Hans Mayer vom Literaturfrischling hörte, der „Jungen die übrigblieben“ geschrieben hatte, durch Georg Maurer ließ er ihn zu sich bitten. Am Beginn der Audienz war vom letzten Gewandhauskonzert die Rede, von Konwitschny und seiner seltsamen, wenngleich erquickenden Art, Mahler zu deuten. Da saß unser Mann aus Mittweida still und stumm, später wagte er sich vor, als es um Fallada und Remarque ging. Die Begegnungen wiederholten sich, von Freundschaft sollte man nicht sprechen, da waren Altersabstand und Respekt des Debütanten zu groß. Aber als ich hinter Bautzens Mauern verschwand, bat Mayer meine Frau zu sich, ließ sich berichten und unterstützte sie monatlich mit 500 Mark vom Konto des Nationalpreisträgers auf das der Familie eines Staatsfeinds. Das wagte in Leipzig niemand sonst.

Ein Jahr lang, von 1955 bis 56 besuchte ich das Literaturinstitut, das damals nicht zur Universität gehörte, und begegnete Wieland Herzfelde. Der berühmte Malik-Verleger arbeitete nicht wieder in seinem Beruf, da war Becher vor, sondern war zur Universität und eben zum Literaturinstitut gelenkt worden. Der Autodidakt wusste enorm viel von verlegerischer Praxis, wenig von Theorie und wich sofort zurück, wenn sich unsereiner widersprechend vorwagte. Zudem: Er war aus der Partei geworfen worden, verdächtig, mit US-amerikanischen Komitees während der Emigration zusammengearbeitet zu haben. In anderen Ländern konnte derlei zum Galgen führen – Herzfelde und sein Bruder John Heartfield lebten unter diesem Druck. Wie Majakowski in einem Berliner Hotelzimmer Sektflaschen öffnete, indem er die Hälse am Waschbecken abschlug – an Anekdoten dieser Art aus Herzfeldes Munde war kein Mangel.

Mein Schulfreund Manfred Naumann, der es bald zum Professor bringen sollte, studierte Romanistik bei Werner Kraus. So erfuhr ich von den Grabenkriegen, die sich im eigenen Fach mit Viktor Klemperer abspielten. Ein Marxist gegen den bürgerlichen Humanisten, der Ausgang war von vornherein klar und entscheidend für Berufungen und Preise, für das Fortkommen der Assistenten. So geschah es in allen Instituten dieser Universität und führte schließlich zum Sieg derer, die sich die Sieger der Geschichte nannten. Wie der Parteisekretär des Bezirks Paul Fröhlich, wie sein Handlanger an der Universität, der „Blonde“, so nennt ihn Hans Mayer, ihren Wahrheitsanspruch durchsetzten und einen der berühmten Professoren nach dem anderen

aufs Abstellgleis und in die Emigration trieben, kann man verschiedentlich nachlesen. Der „Blonde“ brachte es noch zu etwas: Klaus Höpcke stieg zum stellvertretenden Kulturminister, zum Zensurminister der DDR auf.

Als ich nach sieben Jahren aus Bautzen zurück kam, waren meine nun entstehenden Bücher für eine Universität natürlich kein Thema. Kriminalromane gehören ja nur in den seltensten Fällen ins germanistische Seminar. An die fünfzehn Jahre verliefen ohne Kontakt. Allmählich kehrte ich mit meinen Themen aus dem nebligen London in die Gegenwart und ins heimische Leipzig zurück. So lud mich 1978 der Studentenklub des Physikalischen Instituts zu einer Lesung aus dem eben erschienenen Roman „Es geht seinen Gang“, und sofort war der Teufel los. Drei Tage vor dem vereinbarten Termin klingelte einer der Studenten, mit denen ich die Lesung abgesprochen hatte, bei mir und bat, ich sollte mich zehn Minuten vor Beginn an einem Seiteneingang einfinden, am Haupteingang seien Aufregung und Gedränge zu erwarten. Erst vor wenigen Tagen sei der Leitung des Instituts und der Uni ins Auge gesprungen, was geplant sei, und habe zu irrsinnigem Wirbel geführt. Man habe sie sonst wohin bestellt, für politisch blind erklärt und aufgefordert, die Lesung rückgängig zu machen, dann aber gemerkt, dass damit das Aufsehen nur geschürt würde. Gewiss kämen auch einige, die dem Klub nicht angehörten – nur ruhig Blut, mahnte ich, wir werden mit all dem schon fertig werden.

Unter Bündeln von Heizungsrohren wurde ich kreuz und quer gelotst, kam in der Halle hinter dem Haupteingang heraus, dort herrschte Belagerung, denn draußen ballten sich Studenten, nicht zu schätzen, wie viele. Nur wer Karten habe, dürfe herein, wurde gerufen, der Raum sei schon überfüllt. Von draußen wurde gebrüllt, das sei *ihr* Klub, welche säßen drin, die nicht dazu gehörten, die müssten hinaus und sie hinein. Tatsächlich war jeder Platz besetzt, sechzig bis achtzig harhten da, fast nur Männer, und etliche waren älter, als es Studenten gemeinhin sind. In die Begrüßungsworte hinein hallte das Hämmern und Schreien von draußen, und ich fragte mich, ob ich überhaupt lesen sollte. Aber vielleicht wäre es einigen ganz recht, wenn ich die Segel striche? Das Rumoren verebbte, die Truppe, die das Haus schützte, blieb Herr der Lage. Ich las in Stille hinein, die atemlos genannt werden konnte, die ich aber auch als bedrohlich empfand. Kälte griff nach mir, der Drang wuchs, das Buch zuzuklappen und zu fragen: Soll ich überhaupt weiterlesen, oder was ist los? Nach einer Dreiviertelstunde war ich zu Ende. Nach dem Zusammenhang der Szenen im Buch wurde gefragt, nach dem Anliegen des Ganzen. Die Studenten saßen stumm. Ältere führten die Debatte, es waren, so erfuhr ich später, Assistenten und Doktoren aus anderen Disziplinen, Gesellschafts- und

Kunstwissenschaftler. Neben ihren Stühlen standen Aktentaschen, man hatte die Genossen kurzfristig und mit parteilichen, wenn auch kargen Anweisungen hierher beordert. Probleme kamen zur Sprache, deren Behandlung nicht alltäglich war, sie mussten sich einhören, zurecht finden. So war ihre Kritik anfänglich in Fragen verpackt: Leistungsverweigerung, Machtverweigerung gar? Einer räumte ein, er kenne das Buch nicht, wohl aber die vernichtende Kritik des Professors Neubert im „Sonntag“.

Legal sei das Buch erschienen, erwiderte ich, legal nach dem Westen verkauft, und – übe ich denn *Kritik*? Zeige ich nicht *Probleme* auf? Das wäre zu wenig, meinten die Theoretiker, ein Schriftsteller müsse seine Figuren führen, nicht dem Leser jegliche Entscheidung anvertrauen. Alle waren mit jedem Wort auf der Hut, keiner wollte in die Mottenkisten greifen und sich als Dogmatiker von dunnemals belächeln lassen. Mancher musste einräumen, das Buch nicht gelesen zu haben, die Exemplare seien wirklich knapp – aber! Daraus drehte ich keine billige Munition, stieg mit aufs Seil, und nicht ein einziges Mal kam ich ins Straucheln oder stürzte gar ab. Mein bester Schachzug war, als ich nach besonders geschliffenem Argument der Gegenseite vorschlug, dieses zum Schlusswort zu erklären – ich hätte als erster meine Ansicht vorgebracht, müsse ich auch noch das letzte Wort haben? Dank allen, die mit Sachverstand und Engagement diesen Abend möglich gemacht hätten!

Danach war ich erschöpft, als hätte ich fünfzehn Seiten Text in einem Ritt geschrieben. Einige Studenten und ich redeten bei etlichem Bier die Erregung hinunter, und ich begann abzuwägen, welchen Nutzen Lesung und Debatte gebracht hatten. Ich hatte unter Studenten zwei Dutzend heiße Fans gewonnen, die meine Bücher in den Buchhandlungen nicht kaufen konnten, und den Funktionären meine Gefährlichkeit bewiesen. Von da an galt ich den Professoren und Parteisekretären der Karl-Marx-Universität bis zu deren Ende als Feind, und ich kann nicht sagen, mich dabei sonderlich unwohl gefühlt zu haben.

Ernst Bloch und Hans Mayer emigrierten ein weiteres Mal. Schüler folgten ihnen wie Uwe Johnson und Gerhard Zwerenz, wurden eingelocht wie Günter Zehm und Reginald Rudolf, in die Produktion geschickt wie Jürgen Teller, dem eine Maschine den Arm abriss. Andere krochen zu Kreuze, dankten der SED, sie vom revisionistischen Missglauben gerettet zu haben, kamen zu Ehren und wurden von den Parteioberen argwöhnisch als Renegaten beäugt. Als Hans Mayer nach dem Ende der DDR besuchsweise zurückkehrte, standen einige von ihnen beflissen in der ersten Reihe und buckelten: Sie glauben ja gar nicht, wie wir uns freuen, Herr Professor!

Einmal noch schlug ein Professor auf seine Art zu, Claus Träger. Stefan Heym hatte seinen „Collin“-Roman ohne die Genehmigung der DDR-Zensurbehörden in der Bundesrepublik veröffentlicht und war deshalb zu einer Geldstrafe verurteilt worden. Unter den Schriftstellern, die in einem Brief an den Staatsratsvorsitzenden Honecker protestierten, war auch ich.

Meine Berliner Kollegen wurden im Roten Rathaus aus dem Verband geworfen, über mir hing das Schwert noch ein Weilchen, bis ich mit einem Austritt dem Ausschluss zuvor kam. Im Juli 1979 besuchte der Kölner Journalist Heinz Klunker die Messestadt, sein Artikel im Allgemeinen Deutschen Sonntagsblatt darf heute noch als journalistisches Glanzstück gelten. In ihm heißt es:

„Über Schriftstellerei“ lautet die auf den ersten Blick sachlich-unverdächtige Überschrift eines Beitrages, dessen Anspielungen nur von seinen Unterstellungen übertroffen werden. Autor ist der Germanistik-Professor Claus Träger, dem es mit schäbigem Feuilletonismus überzeugend gelingt, seine Herkunft aus dem Schülerkreis von Hans Mayer und Werner Kraus zu verleugnen. In intellektuellen Zirkeln der Messestadt hat er sich den Spitznamen Zu-Träger zugezogen. „Eine Revolution ist ein schwieriges Unterfangen, aber ein nötiges.“ So beginnt oberlehrerhaft ein Professor, der selbst nicht einlöst, was er von anderen fordert, die „Anstrengung des Begriffs“ nämlich. Da ist vom Schafott der Französischen Revolution die Rede, wovor heutige „humane Gesetzmäßigkeit“ schütze. Doch wer sich „auf die entrückten Ideale vergangener Revolutionen“ berufe, sollte auch deren Kehrseiten bedenken, auch „Unbedachtheit“ schütze nicht. Da wird den Dichtern eingeräumt, Gerichtstag über sich selbst zu halten, die anderen aber gefälligst in Ruhe zu lassen, da wird von Anstand geredet und höhnisch gefragt: „Wer könnte uns sonst vor den Selbstgerechten schützen, wenn wir nicht selber im Bunde mit der Gerechtigkeit“. Und da wird endlich die atemberaubende These aufgestellt, Lessing und Becher seien zu Klassikern geworden, weil bei ihnen „das schwierige Amt des Schreibens gelegentlich mit der notwendigen Kälte des politischen Verstandes kollidierte“ und sie beide damit fertig geworden seien. Der Leipziger Professor, dem Klemperers Studien über die Sprache des Dritten Reiches (LTI) geläufig sein müßten, bedient sich bedenkenlos aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Er macht die ideologischen Abweichler zu Patienten, deren Geist verfallende in einem sonst intakten Körper. Das Vokabular der Seuchenbekämpfer soll jene treffen, die eines „kameradschaftlichen Disputs“ nicht länger für würdig erachtet werden. Wer von den Übeln der kranken westlichen

Gesellschaft angesteckt und „womöglich hingerafft werden sollte“, so Claus Träger, „den wird, wenn auch nicht mit Freuden, die nicht angesteckte Mitwelt meiden und erst recht eine vollends gesundete Nachwelt schließlich dem Vergessen anheym fallen lassen, wovon niemand erloest.“

Träger kannte sich aus in der Mangelwirtschaft, und so fiel ihm noch ein: „Freunde sind nicht auswechselbar wie Ersatzteile, aber kostbar wie diese.“ Träger hielt sich an der Uni bis über die Wende hinaus und ging, durchaus geehrt, in seinen Ruhestand.

1981 verließ ich Leipzig, wohnte in Osnabrück und Bonn und schwärmte aus in die ersehnte weite Welt. Universitäten lernte ich kennen in allerlei Ländern, ich schätze, es sind an die 120, wobei ich Colleges der USA einbeziehe. Ich wurde mit Gastdozenturen in Paderborn und Sydney Hamden betraut, das liegt in Virginia. Ich lernte älteste Bildungsstätten kennen wie Coimbra in Portugals kalten Bergen und ganz neue wie in Bremen, wo man freundlich über die DDR dachte wie selten. Das Goethe-Institut vermittelte Lesungen und Debatten in die Hörsäle von Algier, wo ich von ehemaligen Studenten der Humboldt-Universität Ostberlins über die Vorzüge des Sozialismus belehrt wurde. In Gaza-Stadt begegnete ich Palästinensern, die Leipzig kannten, wie ich bis in die Kneipen der Vorstädte hinein. Sie hatten am Herder-Institut deutsch gelernt, um Juristerei, Medizin, Chemie und Musik zu studieren, und wenn ich erfuhr, einer sei weiter gezogen nach Potsdam, dann wusste ich: Auch die Geheimdienstlerei zählte zu den Wissenschaften, in denen man einen Doktorgrad erwerben konnte.

Es muss bald nach dem Zusammenbruch der DDR, 1990 oder 91 gewesen sein, als mich ein Minister aus Dresden aufgeregt nach Leipzig bat, denn da grassiere ein Hungerstreik; ich sollte Schlimmes verhindern. Eilig flog ich von Bonn an den Tatort und fand ein Dutzend Studentinnen der Journalistischen Fakultät auf Luftmatratzen umgeben von Multivitaminflaschen vor, ein wenig blass waren sie schon. Ich hörte, sie lehnten sich gegen die Entlassung einiger ihrer Dozenten auf, und fragte, warum denn die Dozenten nicht selber darboten. Als einschlägig erfahren gab ich mich aus und entwickelte, ein Hungerstreiker sehne sich ebenso nach einer warmen Haferflockensuppe wie danach, das trotziges Unternehmen zu beenden und dabei das Gesicht zu wahren. Denn für ihre Dozenten *sterben* wollten sie doch in ihrem blühenden Leben nicht wirklich? Also Haferflockensuppe noch heute Abend daheim – ich ließ mich über die gefährdeten Genossen Dozenten informieren, über die Länge des Streiks, aha, acht Tage immerhin. Nun ja, mit Multivitaminen ließ es sich

eine Weile aushalten, Haferflocken hingegen... Ich versprach, was ich später nicht hielt, über die von Entlassung Bedrohten Erkundigungen einzuziehen, und wir kamen überein, den Streik in dieser Stunde noch zu *unterbrechen*. Ich machte mich in Auerbachs Keller davon, meine Mahlzeit dort erwies sich als noch immer so katastrophal wie DDR-üblich, gelaugte Kartoffeln! Besser als Hungerstreik allemal.

Das war einer meiner so seltenen Eingriffe ins Leben der Leipziger Universität. In den Jahren seitdem beobachte ich sie von außen, falls ich sie überhaupt beobachte, das geschieht vor allem im Zusammenhang mit den entsetzlichen Querelen um den Neubau oder Nichtbau der Paulinerkirche. Ich stand dabei, als ein stählernes rotes Mahndreieck errichtet wurde. Gelegentlich traf ich Magnifizenz auf einem Empfang und fragte, wann denn endlich die verdreckte Marxbronze verschwinde, und er versicherte, das geschähe im Rahmen des Neubaus, und mit dem läge man absolut im Plan. Zu dieser Stunde weiß noch immer niemand, wie und wann es weitergehen soll, ein Dresdner Minister befiehlt und nimmt zurück, ein neuer Rektor steht bereit, Leipzig denkt über Olympia nach und weist bei den alltäglichen Schularbeiten bedenkliche Mängel auf – darunter leiden vor allem die Studenten.

Immer wieder wird gerätselt, in wie weit denn die Karl-Marx-Universität leninistische Kaderschmiede war oder doch humanistische Freiräume, wenn auch in Nischen, geboten habe. In den einzelnen Fakultäten wurden zwischen neunzig und neunundneunzig Prozent des Angestrebten erreicht. Die führenden Professoren und ihre Parteisekretäre erfüllten das Kampfziel nicht völlig aus Gründen leisen Widerstands ihrer Studenten, der Schwierigkeit des Auftrags oder eigener Faulheit, vielleicht auch aus leisem Unbehagen, denn ein Rest von Anstand war in ihnen geblieben. Gern erzählen sie heute, bewusst und in verschwiegenem Protest hätten sie so und nicht anders gehandelt – damit stellen sie Ursache und Wirkung auf den Kopf. Viel stärker trifft ein Goldenes Wort der ehemaligen Lenker und Leiter in der DDR zu: „Wo wir sind, klappt nichts, aber wir können nicht überall sein.“

Kaum etwas weiß ich über heutige Lehre und Forschung auf den Gebieten der Germanistik, Philosophie, Geschichtswissenschaft, ich kenne die Professoren nicht, weder ihre Namen noch ihre Werke. Im öffentlichen Leben der Stadt ist die Universität als marodes Bauwerk präsent, nicht als geistiger Faktor. Manche Professoren arbeiten seit zehn Jahren hier, sie wohnen in Hamburg oder Heidelberg und eilen nur für die nötigsten Stunden an ihren Arbeitsplatz. Am Wochenende, da sich Leipziger Bürger in der Oper treffen, im Gewandhaus, dem Schauspielhaus, im Anschluss danach bei dieser und

jener Geselligkeit über die geistigen Geschehnisse ihrer Stadt disputieren, sind sie längst über alle sieben Berge. Was schreiben sie, was veröffentlichen sie, wo stellen sie es vor? Ich weiß es nicht und muss gestehen, seit zehn Jahren wenig danach zu fragen. Nicht spreche ich über die Naturwissenschaften, die Juristerei und was sonst zur Universität gehört, derlei liegt fern von meinen Gebieten. Auch ist nicht von der Medizin die Rede und sollte es doch, denn berühmte Professoren befreiten mich an der Liebigstraße von erheblichen Teilen des maroden Magens und einer arg verschrumpelten Gallenblase; ihnen und trefflichen Oberschwestern nebst sorglichem Pflegepersonal gilt ungeschmälerter Dank.

Der Festakt zum 150sten Todestag Schillers in der Kongresshalle – ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre. Anschließend spielte das Gewandhausorchester Beethovens Neunte, was sonst. Wer nun hält die Festrede in zwei Jahren zum 200sten Todestag des Genius, anknüpfend an das, woran uns Hans Mayer 1955 wortstark mahnte? Ich male mir aus, eine freundliche Assistentin der Universität, vom Stellenabbau vorerst unbedroht, plant ein Schillerseminar. Durch Zufall erfahre ich davon und gehe hin. Ein Dutzend Studenten wartet auf dem Korridor. Durch die Mauern dringt der Lärm von Presslufthämmern. Die junge Frau eilt roten Kopfes herbei, der Schlüssel fürs Seminarzimmer ist nicht aufzutreiben oder die Toilette darüber undicht – wenn der Wurm drin ist, kommen alle Übel zusammen. Dann gehe ich still hinaus in die Maiensonne und denke an Hans Mayer und seinen Freund Georg Maurer, nach dem hier eine Bibliothek benannt wurde und der Leipzig als eine den Musen bittere Stadt bezeichnete. Ich stelle mir vor, wie ich meine beiden alten Gefährten im Rosental treffe. Zu dritt sitzen wir auf einer Bank, und sie fragen mich: Sag mal, Erich, wie fühlst du dich als Ehrenbürger unserer Stadt, von der es einst hieß, sie genieße weltgeschichtlichen Ruf, da sie im Vaterlande die höchste Stufe geistiger Bildung erstiegen?

Meine Damen und Herren, ich weiß wohl, dass mehrfach Grund, Anlass und Gelegenheit gewesen wäre, mir während meines Vortrags mit Unmut zu begegnen. Dass Sie es nicht getan haben, beweist ungewöhnliche Milde, auf die ich als Außenseiter keinen Anspruch erheben darf. Mein Dank gilt in Sonderheit Herrn Professor Bente, der es möglich machte, dass ich, kurz bevor ich meine Laufbahn als Schriftsteller und öffentlicher Redner beende und zum Rentnern in brutalst möglicher Form übergehe, wenigstens einmal eine richtige, ganz normale Vorlesung an der Universität zu Leipzig halten durfte, was hiermit geschehen ist und in mir ein selten gekanntes Gefühl demütiger Rührung hervorruft.

Das Körperschaftsvermögen der Universität Leipzig

1. Universitätsfinanzierung und Körperschaftsvermögen¹

1.1 Die Rechtsstellung der Universität²

Um die Entstehung und die Bedeutung des Körperschaftsvermögens der Universitäten zu begreifen, muss man sich zunächst klar machen, in welcher rechtlichen Umwelt die deutschen hohen Schulen entstanden sind. Der Begriff „Körperschaft“ gibt einen Hinweis: Es handelt sich dabei um eine Einheit, ein „Corpus“, einen „Körper“, dessen Teile ein sinnvolles Ganzes bilden. In der mittelalterlichen Welt dachte man sich die Gesellschaft organisch gegliedert in solche zu gemeinsamem Leben oder gemeinsamer Zweckerreichung konstituierte Gemeinschaften. Das Recht stellte daher nur sehr am Rande auf die territoriale Zusammengehörigkeit ab, sondern maß dem Einzelnen und den verschiedenen Gemeinschaften ihre Rechte im Verhältnis zu ihrer Zugehörigkeit zu Körperschaften zu. Der Mensch wurde nur im Rahmen seiner Beziehung zu einer Korporation als Träger von Rechten und Pflichten, juristisch ausgedrückt: als Rechtssubjekt, begriffen. Die Korporation selbst war ihrerseits Rechtssubjekt. Sie konnte nur durch ihre auf Grund ihrer Geburt, einer Wahl oder Ernennung bestellten Organe sowohl nach innen gegenüber ihren Mitgliedern wie auch nach außen in rechtsverbindlicher Weise handeln. Die Körperschaft war daher nicht nur im Innenverhältnis gegenüber ihren Mitgliedern Inhaberin der Recht setzenden und Recht anwendenden Gewalt. Das äußerte sich z. B. in der Stellung des Rektors, der gegenüber den Mitgliedern und sonstigen Angehörigen der Universität (wie z. B. gegenüber den Bauern der Universitätsdörfer Holzhausen, Zuckelhausen, Kleinpönsa, Wolfshain und Zweenfurth) rechtsprechende Gewalt ausübte.

Dieser Umstand hat sich in unserem Begriff „Assessor“ erhalten, der ursprünglich der rechtskundige Beisitzer der von Semester zu Semester wechselnden Rektoren war, die ja nur in bestimmten Abständen aus der Juristenfakultät kamen und nur dann in der Lage waren, das Recht sachverständig anzuwenden. Wenn auch seinerzeit die Zahl der Bürger einer Stadt überschaubar war, so müssen wir uns doch vor Augen halten, dass es damals für die Mitglieder der Universität und der Öffentlichkeit praktisch keine Abbildungen der jeweiligen Amtsinhaber gab. Daher war es von großer Wichtigkeit, dass sich der jeweilige Rektor durch äußere Zeichen als legaler Inhaber der Amtsgewalt ausweisen konnte. Die „Cista“ mit den Insignien (Siegel, Szepter, Rektorhut und Rektormantel) wechselte daher jedes halbe Jahr zum neuen Amtsträger. Als sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts einmal bei einem solchen Wechsel abhanden kam, mussten schnell neue Szepter angeschafft werden. Das sind diejenigen, die man heute in unserer Studiensammlung sehen kann.

Die Körperschaft war vor allem Inhaberin von Rechten, die sich nach außen in der Inanspruchnahme von Eigentum an Grundstücken und beweglichen Sachen auswirkten. Wenn es heute um das Körperschaftsvermögen der Universität geht, dann ist es wichtig, die Unterscheidung, die die Juristen seit der römischen Antike kennen, einzuhalten: Es geht nicht um Besitz. Darunter versteht der Jurist die tatsächliche Ausübung der Sachherrschaft über einen Gegenstand oder ein Grundstück. Besitzer ist auch der Mieter oder der, der sich auf irgendeine Weise die Sachherrschaft verschafft hat. Eigentümer ist im Gegensatz dazu nur derjenige, der im umfassendsten Sinne zur Verfügung über die Sache berechtigt ist. Eigentümer einer Sache zu sein, bedeutet, mit dieser Sache nach Belieben verfahren zu dürfen und dabei alle anderen von derartigem Umgang mit der Sache ausschließen zu können.

Nun ist Eigentum in vielerlei Hinsicht auch beschränkbar und de facto beschränkt: Der Eigentümer eines Hauses, der darin Wohnungen vermietet, kann nicht einfach den Mieter zum Auszug zwingen. Er muss sich nach dem Mietvertrag richten, wenn er einen Mieter loswerden will. Aber er kann z. B. das Haus verkaufen, es neu anstreichen lassen, es umbauen etc.

Der Unterschied zwischen Besitz und Eigentum wird auch an der Nutzung vieler Gebäude sichtbar, deren Eigentümer der Staat ist, an denen aber die Universität Besitz hat, weil sie ihr vom Staat zur Nutzung zugewiesen worden sind: Der Staat kann der Universität den Besitz wieder entziehen, die Häuser anders nutzen oder sie veräußern. Umgekehrt hatte die Universität lange Zeit hindurch bis heute Eigentum an Immobilien, die sie nicht für ihre eigenen Zwecke nutzte, sondern die sie zur Erzielung von Einkünften vermietet hat:

Sie war Eigentümerin, aber nicht Besitzerin. Diese Unterscheidung wird uns später noch beschäftigen.

1.2 Die Entwicklung der Finanzverfassung der Universität

Von 1409 bis 1830

Man kann die Rolle des Körperschaftsvermögens der Universitäten auch nur dann verstehen, wenn man sich einen Überblick über die Entwicklung ihrer Finanzverfassung verschafft. In der Diskussion um die Mitbestimmung der Studenten an den westdeutschen Universitäten in den Jahren 1965 bis 1973 (als das Bundesverfassungsgericht sein Urteil in dieser Frage sprach und damit faktisch ein Ende der Diskussion bewirkte) habe ich gelegentlich erklärt, das Klügste wäre es, zur mittelalterlichen Universitätsverfassung zurückzukehren, denn damals waren die Professoren die Angestellten der Studenten, die mit ihren Gebühren für den Unterrichtsbetrieb und das Einkommen der Hochschullehrer aufkamen und deshalb in gewissem Umfang auch mit bestimmt haben, was an den Universitäten zu passieren hatte. – Nun, das war zwar nicht gänzlich falsch, aber doch sehr einseitig. Denn wenn auch das Studium seinerzeit teuer war, und wenn daher auch der Anteil der Söhne reicher Eltern unter den Studenten überwog (man kann sich das vielleicht etwas plastischer vorstellen, wenn man das Reitpferd und die Dienerschaft von damals in den Porsche und das Playboy-Leben mancher Kreise unserer Zeit umdenkt), für die Finanzierung selbst der bescheidenen Verhältnisse der damaligen Universitäten reichten die Studiengebühren nicht aus. Nicht nur, dass die Höhe der Einnahmen aus den Gebühren keineswegs kostendeckend war; es gab ja auch in dieser Frühzeit schon eine stattliche Zahl von Studierenden aus einfachen Verhältnissen, die entweder ein Stipendium des Landesherrn oder ihrer politischen oder religiösen Gemeinde in den Stand setzte, ihren Lebensunterhalt und die Hochschulgebühren zu bestreiten. Häufig wurde diesen Studenten auch Befreiung oder Ermäßigung von den Studiengebühren gewährt. Wir haben daraus den Schluss zu ziehen, dass Wissenschaft schon immer teuer war und der staatlichen Alimentation und der Förderung durch gesellschaftliche Kreise bedurfte und bedarf.

Bekanntlich ist die Universität Leipzig – anders als die übrigen deutschen und europäischen Universitäten jener Zeit – nicht als landesherrliche Gründung, sondern nach dem Auszug der deutschen Nation (das war eine Körper-

schaft!) aus der Karls-Universität in Prag entstanden. Sie war allerdings auch damals schon auf die materielle Unterstützung des Landesherrn, der Stadt und kirchlicher Institutionen angewiesen: Sie benötigte und erhielt vor allem Gebäude und das Nutzungsrecht an kirchlichen Räumen, worauf später noch zurückzukommen ist. Zunächst erhielt sie auf Geheiß des Landesherrn Friedrich des Streitbaren zwei Grundstücke – weit auseinander gelegen: das eine an der Ritterstraße, das andere an der Petersstraße. „Die ursprünglich hier errichteten Kollegien sind längst vom Erdboden verschwunden, ebenso wie die vielen kleineren Kolleghäuser oder Bursen, die im Verlauf des 15. Jahrhunderts an der Ritterstraße entstanden. Es werden einfache und schmucklose Gebäude gewesen sein; wenigstens erscheint das einzige, von dem wir uns noch heute eine Vorstellung machen können, die Bursa Bavarica, auf alten Abbildungen als ein ungefügter Fachwerkbau nach Art eines niederdeutschen Bauernhauses, ja das 1456 erbaute „Kleine Fürstenkolleg“ war nur ein Konglomerat von mehreren kleinen Fachwerkhäusern.“³

Außerdem war auch die Universität Leipzig erst in dem Moment richtig lebensfähig, als sie „Pfründen“ erhielt, d. h. Erträge abwerfende Unternehmen, die damals naturgemäß landwirtschaftlicher Natur waren. Das geschah in Leipzig in befriedigendem Umfang erst mit der Auflösung der Klöster im Zuge der Reformation: Die Universität erhielt damals nicht nur das Kloster St. Pauli, das am Grimmaischen Tor lag, sondern auch dessen wirtschaftlichen Besitz, der im Eigentum an den bereits erwähnten fünf Universitätsdörfern und dem 200 Hektar umfassenden Wald „Oberholz“ bestand. Wichtig ist für uns, dass die so ausgestattete Universität gezwungen war, mit den anvertrauten Wirtschaftsgütern und mit Hilfe der Studiengebühren zu wirtschaften.

In den ersten vier Jahrhunderten ihres Bestehens erlebte die Universität Leipzig nicht nur Höhen in ihrer wissenschaftlichen Reputation, in der Nachfrage nach Studienplätzen und in ihrer Finanzausstattung. Naturgemäß stellten die schlimmen Jahre des dreißigjährigen Krieges und der Zeit danach besondere Tiefpunkte im wirtschaftlichen Leben der Universität dar.

Insgesamt gibt es über die ersten vierhundert Jahre der Universitätsgeschichte nur sporadisch einmal einen Hinweis auf die wirtschaftliche Situation der Universität. Zusammenfassende Darstellungen fehlen vollständig. Allerdings: Das Material, das es vor allem in unserem Archiv darüber gibt, scheint gewaltig zu sein.⁴ Als ich kürzlich einen unserer Historiker darauf ansprach, weil ich dachte, man könne in Vorbereitung der großen Universitätsgeschichte, die derzeit erarbeitet wird und die bis zum 600-Jahrfeier vorliegen soll, auch dieses Kapitel bearbeiten, schmunzelte er nur und verwies auf die rie-

sige Quellenlage. Ich muss aber hier abbrechen, denn abgesehen davon, dass wir bisher über diese Situation aus der Frühzeit nicht viel wissen, dürfte ja auch die Entwicklung, die zu unserer heutigen Situation geführt hat, mehr interessieren.

Von 1830 bis 1933

Der Beginn des 19. Jahrhunderts fand die deutschen Universitäten insgesamt, aber auch die Universität Leipzig, in einem auch wirtschaftlich beklagenswerten Zustand. Nach dem Ende der napoleonischen Zeit erwies sich, dass die bisherige Art der Hochschulfinanzierung nicht aufrechtzuerhalten war. Glücklicherweise hatte sich gerade damals in den politischen Führungsschichten die Einsicht durchgesetzt – wie der preußische König Friedrich Wilhelm III., dem dabei Wilhelm von Humboldt die Hand geführt hat, nach der verlorenen Schlacht von Jena und Auerstedt formulierte – „Der Staat soll durch geistige Kräfte ersetzen, was er an materiellen verloren hat.“⁵

Auch in Sachsen übernahm der Staat nun die Finanzierung der Aufgaben der Universität. Das bis dahin erworbene Körperschaftsvermögen der Universität wurde – sieht man von der „Befreiung“ der Universitätsdörfer (und damit der Aufhebung der Leibeigenschaft der dort lebenden Bauern) ab – durch die neue Finanzverfassung nicht beseitigt, im Gegenteil: Bei Einführung der Grundbücher im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das Immobilieneigentum der Universität ausdrücklich bestätigt, ja es wuchs in den Folgejahren dank privater Zuwendungen und der Zuführung von Stiftungsvermögen noch deutlich an.

Von 1933 bis 1989

In der Zeit des Nationalsozialismus bewegte sich – aber auch das müsste noch genauer ermittelt werden – nicht viel, wenn man davon absieht, dass im zweiten Weltkrieg zahlreiche Gebäude der Universität Opfer von Bombenabwürfen wurden und dabei auch Körperschaftseigentum der Universität vernichtet wurde. Die Sammlungen wurden zum größten Teil rechtzeitig ausgelagert und wurden daher nur zum kleineren Teil Opfer des Krieges. Auch dieses Kapitel der Universitätsgeschichte wartet auf seine Bearbeitung.

Der erste dramatische Eingriff in das Körperschaftsvermögen erfolgte 1952, wenige Wochen vor Auflösung der alten Länder und damit auch des Landes Sachsen in der DDR: Auf Grund des „Sammelstiftungsgesetzes“, das die Volkskammer zum Zweck (oder unter dem Vorwand) der Einziehung von Vermögen militaristischer und nazistischer Organisationen im Jahr 1949 beschlossen hatte, wurden 15 Grundstücke aus dem Eigentum der Universität herausgelöst und in Stiftungen überführt, die später zu einer Sammelstiftung zusammengelegt wurden. Es handelte sich dabei um alle Immobilien, die nicht unmittelbar Aufgaben in Forschung und Lehre dienten, sondern z. B. sozialen oder wirtschaftlichen Zwecken, wie die drei „Beamtenhäuser“ am Physikalischen Institut in der Linnéstraße, die als Wohnungen für Bedienstete der Universität unterhalten wurden, oder Geschäftshäuser in der Innenstadt. Bemerkenswerterweise war auch versucht worden, zwei Grundstücke, die die Universität Leipzig in Dresden besaß, auf die dortige Sammelstiftung zu überführen. Der zuständige Rechtspfleger verweigerte allerdings in einem Fall die Umschreibung, weil er bemerkt hatte, dass es sich nicht um Stiftungs-, sondern um Körperschaftseigentum handelte. Die Sammelstiftung des Bezirkes Dresden hat die Universität im Jahr 1995 auf Zustimmung zur Grundstücksübereignung verklagt; der Prozess endete mit einem Vergleich, wonach sich die Dresdener Sammelstiftung verpflichtete, der Universität Leipzig den halben Grundstückswert in zehn Jahresraten zu bezahlen. Denn obwohl wir unsere Sache für gerecht hielten, wussten wir natürlich, dass wir vor Gericht – wie auf hoher See – in Gottes Hand sind. Da das Dresdener Landgericht in der mündlichen Verhandlung seine Rechtsauffassung, es werde das Grundstück der Sammelstiftung zusprechen, deutlich zu erkennen gegeben hatte, konnten wir auf diese Weise wenigstens einen Teil des wirtschaftlichen Wertes des Grundstücks retten.

Der zweite große Einschnitt erfolgte im Jahr 1955, als alle übrigen Grundstücke, die noch im Eigentum der Universität verblieben waren, in Volkseigentum umgewandelt wurden. Da die früheren öffentlichen Eigentümer – Stadt, Land, Universität – als Rechtssubjekte weggefallen waren, kam es in der Folge dazu, dass frühere Grundstücksgrenzen für die Bebauung keine Rolle mehr spielten, so dass eine Rückübertragung der Grundstücke wegen der Unmöglichkeit ihrer realen Teilung zusätzlich erschwert war. So steht das frühere Universitätshochhaus zum Teil auf dem ehemaligen Campus der Universität am Augustusplatz, zum Teil aber auch auf dem früheren Straßenraum der Schillerstraße, der Eigentum der Stadt Leipzig gewesen war.

Seit 1990

Nach der Wende hat sich die Universität sofort um ihr Immobilieneigentum bemüht und die entsprechenden Anträge auf Vermögenszuordnung und Eintragung der Eigentümerstellung im Grundbuch beantragt.

Sie hat sich auch darum bemüht, die ihr in Krieg und Nachkriegszeit abhanden gekommenen sonstigen Vermögenswerte zurückzuerhalten, worunter vor allem eine Gutenbergbibel und rund dreihundert Inkunabeln sind, von denen wir wissen, dass sie sich als Beutekunst in Moskau befinden. Die anfängliche Hoffnung auf deren Rückgabe hat sich nach den Beschlüssen des russischen Parlaments erheblich verringert. Aber wir sind in dieser Hinsicht nach wie vor am Ball.

Die Universität hat ihrerseits Vermögenswerte, an die sie während der DDR-Zeit unberechtigt gelangt ist, zurückgegeben bzw. den Eigentümern abgekauft, darunter vor allem Musikinstrumente, aber auch Bibliotheksbestände aus dem Musikwissenschaftlichen Institut der Berliner Universität und der Industrie- und Handelskammer Leipzig sowie eine Münz- und Medaillensammlung einer Freimaurerloge.

2. Die Zusammensetzung des Körperschaftsvermögens

Worin besteht nun das derzeitige Körperschaftsvermögen unserer Alma mater? – Nachstehend eine grobe Übersicht:

2.1 Handschriften und Bücher

Es handelt sich dabei in erster Linie um wertvolle Handschriften und Bücher: Die Säkularisation der Klöster im Gefolge der Reformation bescherte der Universität zunächst wichtige Bibliotheksbestände, auf die die Universitätsbibliothek zurückzuführen ist.⁶ Die Büchersammlungen des Minoritenklosters St. Pauli (knapp 1.200 Bände) und der Klöster der Augustiner (etwa 375 Bände) sowie der Franziskaner (ca. 300 Bände) in Leipzig bildeten den Grundstock. Später kamen auch die Bücherbestände der Klöster in Altleipa und Buch, in Pegau, Chemnitz und vom Petersberg bei Halle nach Leipzig,

darunter wertvolle Handschriften und Inkunabeln. Insbesondere die Sammlungstätigkeit im 19. Jahrhundert hat dann sowohl im Umfang als auch im Wert der Einzelstücke zu einer sensationellen Ausweitung geführt. Anlässlich ihrer 450-Jahrfeier im Jahr 1993 hat der Vorsitzende des Verbandes aller deutschen Bibliotheksvereinigungen, der Direktor der Universitätsbibliothek Göttingen, Mittler, die Universitätsbibliothek Leipzig mit der Vatikanischen Bibliothek auf eine Stufe gestellt. Zu ihren größten Schätzen gehört ein Teil der ältesten Bibelhandschrift aus dem 4. nachchristlichen Jahrhundert, nämlich des Codex Sinaiticus (dessen größerer Teil sich zunächst in St. Petersburg befand und den die Sowjetunion an das Britische Museum in London verkauft hat). Kaum ein Vertreter der Weimarer Klassik, von dem nicht wichtige Manuskripte oder Briefe in den Sammlungen der Universitätsbibliothek vorhanden sind, kaum eine Erstausgabe, die in der Bibliothek fehlte. Vorhanden ist auch noch eine 42-zeilige Gutenbergbibel; die zweite gehört zu der erwähnten „Beutekunst“ in Rußland.

2.2 Sammlungen⁷

Hierzu gehören in erster Linie die drei Museen der Universität:

Das *Ägyptische Museum* vereinigt rund 8.000 Unikate aus fünf Jahrtausenden. Wegen der Sanierungsbedürftigkeit seines langjährigen Standorts in der Schillerstraße wurde es im Wintersemester 2002/2003 in ein „Interim“ verlegt, nämlich in das erste Stockwerk des Gebäudes „Thüringer Hof“. Dort wird es sicher einige Jahre lang bleiben. Über seinen endgültigen Standort muss erst noch entschieden werden.

Das *Musikinstrumentenmuseum* besitzt 4.000 Instrumente aus dem 15. bis ins 20. Jahrhundert. Es geht auf eine Schenkung des Verlegers Henri Hinrichsen zurück und wurde im Jahr 1929 im Gebäudekomplex des *Grassimuseums* untergebracht, das seit dem Jahr 2002 saniert wird. Es wird – beginnend im Jahr 2004 – in den Grassikomplex zurückverlagert. Bestrebungen, dieses Museum aus der Trägerschaft der Universität zu entlassen, habe ich mich widersetzt, weil dies ein Abschied vom Selbstverständnis der Universität Leipzig wäre, zu deren historischer Aufgabe nach meiner Überzeugung auch die Weitergabe unserer kulturellen Überlieferungen gehört.

Das *Antikenmuseum* umfaßt 16.000 Objekte, vor allem Plastiken und Keramik aus griechischer und römischer Zeit. Nachdem es aus Anlass der Spre-

gung des Augusteums im Jahr 1968 geschlossen worden war, konnte es mit der Wiederherstellung der Alten Nicolai-Schule großzügige Räume in diesem Gebäude beziehen. Es gehört heute mit seinen Veranstaltungen zu den kulturellen Glanzpunkten der Stadt.

Die übrigen Sammlungen sollen nur kurz aufgezählt werden: Die ca. 4.000 Einzelstücke umfassende medizin-historische Sammlung des *Karl-Sudhoff-Instituts* zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, die rund 100.000 Sammlungsstücke enthaltende *Geologisch-Paläontologische Sammlung*, die *Mineralogisch-Petrografische Sammlung* mit 15.000 Belegen, die *Sammlung zur Ur- und Frühgeschichte*, die ca. 1.800 Exponate enthält, die *Münzsammlung* der Universitätsbibliothek mit 80.000 Münzen und das *Universitätsarchiv*, unter dessen 800 Regalmetern Archivgut die Immatrikulationsnachweise aller Studenten seit 1409 vorhanden sind.

Im zweiten Weltkrieg wurde das großartige *Herbarium* vernichtet, das auf Eduard Poeppig zurückging, der in den Jahren 1822 bis 1832 Mittel-, Nord- und Südamerika bereist hatte und den die Fachwelt in seiner wissenschaftlichen Leistung mit Alexander von Humboldt vergleicht. Zu beklagen bleibt auch der Verlust der *Sammlungen des Zoologischen Museums*, die ebenfalls von Poeppig begonnen und mit wertvollen Präparaten ausgestattet wurden. Diese Sammlung wurde im Zuge der Dritten Hochschulreform der DDR auf Museen in Leipzig, Dresden und Berlin aufgeteilt. Da es auf unserer Seite keine Initiativen zur Rückerlangung dieser Sammlungsgegenstände gab, wird es wohl dabei bleiben.

2.3 Kunstschatze

Einen besonders wichtigen Bestandteil des Körperschaftsvermögens der Universität Leipzig bildet die Kunstsammlung, die derzeit über 5.500 Werke der bildenden Kunst umfasst. Sie reichen vom mittelalterlichen Tafelbild über Plastiken der Hochgotik über die Renaissancemalerei, den Klassizismus, die Romantik, die Kunstrichtungen der Moderne bis hin zu Werken aus unseren Tagen, die die Universität nach wie vor als Geschenke erhält. Erst nach der Wende gelangten über 100 Werke moderner französischer „Pochoir-Kunst“ in das Eigentum der Universität. Hervorzuheben sind auch die über 500 Werke, die zum Thema „Kunst und Sport“ in der Zeit der DDR entstanden sind und die einen nirgends sonst vorhandenen geschlossenen Überblick über die Kunstentwicklung der DDR bieten. Das Rektoratskollegium hat schließlich

nach der Wende Porträts der Rektoren, die nach dem zweiten Weltkrieg amtiert haben, in Auftrag gegeben. So gelangte ein ausgezeichnetes Bild des Nachkriegsrektors, *Hans-Georg Gadamer*, das von dem früheren Professor der Hochschule für Grafik und Buchkunst Heinz Wagner stammt, in unsere Sammlung. Von ihm gibt es auch ein Porträt des populären ehemaligen Rektors *Georg (Schorsch) Mayer* und des ersten gewählten Rektors der Nachwendezeit, *Cornelius Weiss*.

Wer sich im übrigen einen kleinen Eindruck von diesen Kunstschatzen verschaffen möchte, ist eingeladen, sich die Studiensammlung im Erdgeschoss des Rektoratsgebäudes in der Ritterstraße anzusehen, die jetzt regelmäßige Öffnungszeiten hat und in der nicht nur die großartigen Kunstschatze aus der Universitätskirche, sondern auch eine Sammlung von Porträts, die *Anton Graff* geschaffen hat, und Insignien aus der Geschichte der mittelalterlichen Universität, wie die bereits erwähnten Universitätsszepter (Hoheitszeichen der Körperschaft!) und die ersten Siegel der Universität, aber auch Kuriosa wie die „Depositionswerkzeuge“ zu besichtigen sind, deren Zweck in der Ausstellung erläutert wird.

2.4 Wertpapiere

Ein Rest des Wertpapiervermögens der Universität hat den Krieg im Westen überdauert. Der frühere Bundesminister *Ortlep* hat der Universität im Jahr 1992 einen Besuch abgestattet und ihr das Depot, das bei einer westlichen Bank geführt worden war, zurückübertragen. Es umfasste seinerzeit Wertpapiere mit einem Kurswert von etwas über einer Million DM. Da die Universität dieses Vermögen erhält und auch die Erträge nur sehr selten bei unabweisbaren Problemen angreift, nimmt seine Entwicklung einen recht erfreulichen Verlauf.

2.5 Immobilien⁸

In einem Sammelband aus dem Jahr 1961, in dem die DDR ihre Leistungen im Hochschulbau nach dem 2. Weltkrieg herausstellte, sind auch zwei Kapitel über die bauliche Entwicklung seit der Gründung der Universität enthalten. Das erste, das die Zeit von 1409 bis ins 17. Jahrhundert umfasst, stammt von *Erich Franke*, das zweite von der langjährigen Leiterin des Universitätsarchivs, *Renate Drucker*, die anlässlich ihres 80. Geburtstages und nicht zuletzt

im Blick auf ihre Verdienste um die Bewahrung unserer Kenntnisse um die Universitätsgeschichte als erste mit der Ehrenbürgerschaft der Universität Leipzig ausgezeichnet wurde. Diesen Darstellungen folge ich im Weiteren. Auch die hier abgedruckten Lageskizzen sind diesen beiden Publikationen entnommen.

Eine Übersicht über die frühe Entwicklung liefert der Plan der Innenstadt, der die Universitätsliegenschaften für die Zeit von 1409 bis 1648 heraushebt. (Abbildung 1, S. 54)

Er zeigt nicht nur die Provisorien, wie z. B. die Räume im Thomaskloster (Nr. 4, 5, 13) und in der Nikolaikirche (Nr. 12), die für Unterrichtszwecke der Juristen und der Artistenfakultät genutzt werden durften, sondern vor allem die damaligen Hauptstandorte. Dies waren einmal die Petersstraße (Nr. 1 und 2), wo das „Collegium minor“ untergebracht war, das später als „Paedagogium“ und dann als „Petrinum“ bezeichnet wurde.

Die Rechtslage dieses Grundstückes wechselte mehrfach. Im dreißigjährigen Krieg wurden die Universitätsbauten zwischen Schlossgasse und Petersstraße völlig zerstört. Eine Zeit lang waren auf dem Grundstück Baracken untergebracht, die als Lazarett dienten. Im Jahr 1770 erwarb schließlich die Juristenfakultät das Grundstück für 800 Reichstaler vom Landesherrn. Bis zu seiner Zerstörung am 4. Dezember 1943 stand dort das „*Collegium Iuridicum*“, das wir an dieser Stelle inzwischen wieder errichtet haben.

Dazu ein kurzer Ausflug in die Gegenwart: In der Nachkriegszeit war dieses Grundstück oberflächlich beräumt und als Standort für Imbissbuden und einen Durchgang zwischen Petersstraße und Neuem Rathaus genutzt worden. Nach der Wende hat die Universität es nach zähem Ringen mit der Stadt, die das Grundstück, das die DDR in „Volkseigentum“ überführt hatte, einem privaten Investor überlassen wollte, und mit Unterstützung der staatlichen Liegenschaftsverwaltung zurückerhalten. Um schnell und ohne die Hochschulbaumittel des Landes zu belasten, an diesem historischen Standort das Juridicum wieder erstehen zu lassen, hat die Universität für einen englischen Konzern ein Erbbaurecht bestellt, das es ihm erlaubt, die Untergeschosse sowie das Ladengeschoss und das erste Obergeschoss gewerblich zu nutzen. Als kapitalisierten Erbbauzins erhielt die Universität darüber – vom zweiten bis zum 4. Obergeschoß – 5.000 Quadratmeter Nutzfläche, auf denen die Bibliothek und die Dienstzimmer für 13 Professoren und ihre Mitarbeiter untergebracht sind.

Zu sehen ist auf der Abbildung 1 auch der Ritterstraßenkomplex. Die Nr. 3 – der heutige Standort der Dresdner Bank – bezeichnet die Lage des „Collegium Maius“. Die übrigen Grundstücke dieses Gevierts (Nr. 10, 14, 15, 22 und 23) wurden später noch komplettiert. An seiner nordöstlichen Ecke (heute: „Kleine“ Ritterstraße/Goethestraße) hatte die Universität auch bereits in der Frühzeit Grundbesitz. Später wurde der Platz an eine jüdische Gemeinde verpachtet, die dort eine Synagoge errichtete. Weil der Pachtvertrag aber um 1860 auslaufen sollte, hatte die jüdische Gemeinde das Bauwerk nicht mehr instand gehalten, so dass es immer mehr verfiel. Nach der Rückgabe wurde dort 1860 von Geutebrück das „Königliche Palais“ als Leipziger Residenz des Sächsischen Königs errichtet. Der König trug ja u. a. auch den Titel „Rector Magnificentissimus“ der sächsischen Landesuniversität. Nachdem sich die Stadt Leipzig außerordentlich sperrig gegenüber den Bauwünschen des Königs, der gern auch hier ein Schloss errichtet hätte, gezeigt hatte, nahm er sich das Recht (und bekam es sicher auch gern zugesprochen), als deren Schutzherr auf dem Universitätsgelände zu residieren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts schien das Gebäude den damaligen Herrschern aber nicht mehr repräsentativ genug zu sein, weshalb Arwed Roßbach, der ja auch die Universitätsbibliothek in der Beethovenstraße gebaut und das großartige Ensemble der Universität am Augustusplatz geschaffen hatte, den Auftrag erhielt, das „Königliche Palais“ dem Zeitgeschmack anzupassen und prächtig auszubauen. Das Haus wurde inzwischen denkmalgerecht restauriert und beherbergt seit Juli 1997 das Rektorat.

Ein besonderes Schicksal hatte das Grundstück mit der Nummer 14. Hier wurde unmittelbar nach der Universitätsgründung eine Bursa für die süddeutsche Nation, die eingangs bereits erwähnte „Bursa bavarica“, errichtet. Um 1830 verkaufte die Universität das Grundstück an den gerade gegründeten „Börsenverein des deutschen Buchhandels“, der ein schönes klassizistisches Gebäude errichten ließ, das ihm aber fünfzig Jahre später zu klein wurde. Nachdem der Börsenverein deshalb im Graphischen Viertel sein „Haus des Buches“ errichtet hatte, erwarb die Universität das Grundstück zurück und nutzte das Gebäude als Konvikt. Im zweiten Weltkrieg zerstört, wurde zur Zeit der DDR an dieser Stelle ein Plattenbau als Gästehaus der Universität errichtet, das seither Schritt für Schritt saniert wird. Traurige Berühmtheit erlangte es, weil der Staatssicherheitsdienst in den kritischen Tagen des Jahres 1989 aus seinen oberen Geschossen heraus die Teilnehmer, die in die Nikolaikirche zu den Friedensgebeten kamen und sich anschließend auf dem Nikolai-Kirchhof versammelten, aus erkennungsdienstlichen Gründen fotografierte und filmte.

[illegible][illegible]

Von besonderer Bedeutung auf dem Plan ist schließlich die Nr. 24, das Pauliner Kloster, das Herzog Moritz der Universität im Jahr 1543 schenkte. Es gibt dazu eine schöne Geschichte, die aber bisher nicht verifiziert werden konnte und von der zünftige Historiker sagen, sie sei sicher erfunden: Danach soll eine von drei den Leipzigern verhasste, von Markgraf Dietrich im Jahr 1217 errichteten Zwingburgen beim Grimmaischen Tor gelegen haben. Als Dietrich fünf Jahre später starb, habe Ludwig von Thüringen den Leipzigern die Zerstörung dieses Bauwerks erlaubt. Kurz darauf hätten Dominikanermönche mit der Errichtung ihres Klosters begonnen und die zerstörte Zwingburg als Steinbruch genutzt – insbesondere für die Paulinerkirche, die dann von 1545 bis 1968 als Universitätskirche diente. Es wäre ja bemerkenswert, wenn bereits in dieser frühen Zeit in Leipzig ein Instrument der Unterdrückung friedlich umgestaltet worden wäre und letztlich bis in unsere Gegenwart hinein segensreiche Wirkungen entfaltet hätte. Italiener würden sagen: „Si nonne vero e ben trovato!“.

Der gesamte Grundstückskomplex wurde später ebenfalls noch arrondiert (Nr. 25 und 26) und auch die dazwischen liegenden Grundstücke wurden erworben und bei den großen Umbauten durch Geutebrück in der Mitte des 19. Jahrhunderts und rund 50 Jahre später durch Roßbach in die Gestaltung des Universitätshauptstandorts einbezogen. Von den alten Bauten ist nichts mehr vorhanden. Wir können auf Abbildungen immer nur Teile der Anlage erkennen. Sie ist ja auch nicht auf einen Schlag verändert worden. Alle Grundrisse, auch die hier vorgestellten, stellen den Versuch dar, die Situation zu rekonstruieren, wobei immer wieder auch verschiedene zeitliche Zustände zugleich abgebildet werden. (Abbildung 2, S. 55)

Besondere Aufmerksamkeit verdient – obwohl es zunächst nicht zum Thema zu gehören scheint – folgendes: Im Mittelteil des Planes, der die Situation des „Pauliner-Geländes“ in seiner Entwicklung darstellt, sieht man das „*Mittelpaulinum*“, ein Gebäude, das von Arwed Roßbach im Jahr 1892 abgebrochen wurde. Es enthielt früher die Bibliothek und bestand aus zwei Seitenflügeln, die durch einen gewölbten Kreuzgang miteinander verbunden waren. Im nördlichen Erdgeschossflügel war der Hörsaal der Theologen untergebracht, die damit das kühle ehemalige Sommer-Refektorium des Klosters nutzten. Dieser Raum hat auch insofern eine bemerkenswerte Geschichte, als er zur Ostermesse als Buchhändlerbörse diente. Bei den beiden anderen Messen aber wurde der Saal – wie es in einer Darstellung der Stadt Leipzig aus dem Jahr 1847 heißt, deren Autor wir nicht kennen – „den Hamburger Israeliten als Betsaal“ überlassen.

Es bedeutet nun Freude und Last zugleich, dass Roßbach, der das Gebäude, das teilweise erst 1844 von Geutebrück erneuert worden war, 1892 abbrechen ließ, dafür sorgte, dass die Mauerstücke mit den mittelalterlichen Fresken, die es über den Türwölbungen gab, ausbauen und auf Paletten sichern ließ. Diese Fragmente haben im Keller des Hauptgebäudes der Universitätsbibliothek die Zeiten überdauert. Sie mussten zwar inzwischen dem Wiederaufbau der Bibliothek weichen. Bis auf vier Fresken, die an Ort und Stelle verblieben, wo sie seit der Fertigstellung des Ausstellungsraumes unter dem repräsentativen Treppenaufgang Roßbachs zu sehen sind, konnten sie in den Jahren von 1991 bis 1993 von polnischen Restauratoren gesichert und mit Hilfe von Luftkissenfahrzeugen in einem Schuppen der ehemaligen Landwirtschaftlichen Fakultät in der Johannisallee untergebracht werden. Dort warten sie auf ihre Restaurierung und die anschließende Aufstellung – womöglich in oder bei der neuen Pauliner-Aula. Sie sollen auf jeden Fall an den Augustusplatz zurückkehren.

3. Das Schicksal des Körperschaftsvermögens nach der Wiedervereinigung

3.1 Das Eigentum an Grundstücken und der Einigungsvertrag

Die Bemühungen der Universität, nach der Wiedervereinigung ihr Immobilieneigentum zurückzuerhalten, war in unterschiedlichem Umfang von Erfolg gekrönt: Sie hat diejenigen Grundstücke, die nicht in das Sammelstiftungsvermögen überführt worden waren und die nicht unmittelbar universitären Zwecken gedient haben, zurückerhalten. Es handelt sich dabei einmal um das Grundstück der Juristenfakultät an der Petersstraße/Schlossgasse, über das bereits berichtet wurde. Dazu kam eine Immobilie an der Kreuzung Grenzstraße/Dresdner Straße, die ebenfalls im zweiten Weltkrieg zerstört worden war. Dieses Grundstück erwarb inzwischen die Stadt Leipzig von der Universität, um die Bundesstraße 2 innerstädtisch zweispurig ausbauen zu können, was inzwischen geschehen ist. Über das Grundstück führt daher jetzt die „Ludwig-Erhard-Straße“. Zu den zurückgegebenen Körperschaftsgrundstücken gehört schließlich das *Krochhochhaus*, das zwar zwischen Keller und 1. OG von der Universität genutzt wurde (hier ist derzeit noch die Kustodie untergebracht), das aber überwiegend vermietet war und deshalb von der Zuordnungsbehörde als „nicht überwiegend Verwaltungszwecken dienend“ eingestuft und daher der Universität rückübereignet wurde. Erfolgreich war

die Universität in einem schließlich vom Bundesverwaltungsgericht entschiedenen Rechtsstreit um die Grundstücke, die 1952 in die Sammelstiftung überführt worden waren. Sie waren nie unmittelbar für Universitätszwecke genutzt gewesen, sondern dienten der Erzielung von Einnahmen, aus denen der Universitätshaushalt aufgestockt werden sollte. Zwar kannte der Einigungsvertrag, der die Anspruchsgrundlage für die Rückgabe von in der DDR-Zeit enteigneten Immobilien enthält, keine Regelungen für in Stiftungseigentum umgewandelte Grundstücke. Aber das Bundesverwaltungsgericht folgte unserer Argumentation, dass derartige Enteignungen genau so behandelt werden müssen, als seien sie Volkseigentum geworden. Es ging dabei um die Grundstücke Hainstraße 11, Otto-Schill-Straße 1 („Café Paul“), Wohngrundstücke in Stötteritz, an der Linné-Straße und in Gohlis sowie ein inzwischen von der Stadt Leipzig für ihr Gesundheitsamt genutztes, in der DDR-Zeit von der Staatssicherheit überbautes Grundstück in der Gustav-Mahler-Straße. Dieses zuletzt genannte hat die Stadt Leipzig der Universität inzwischen abgekauft.

Für diesen gesamten Grundbesitz hat die Universität inzwischen die „Universitätsstiftung Leipzig“ errichtet. Richtige Freude hat die Universität aber an diesem Eigentum bisher nicht, denn die Immobilien waren während der DDR-Zeit sehr heruntergekommen und die Mieten, die derzeit erzielbar sind, decken die Sanierungskosten für die Häuser nicht. Das ist ein Problem, dem derzeit sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet werden muss.

In allen übrigen Fällen, in denen Grundstücke in Volkseigentum umgewandelt worden waren, machte der Freistaat Sachsen geltend, sie dienten Forschung und Lehre unmittelbar, seien demnach Verwaltungsvermögen und müssten ihm – als dem „Veranstalter der Universität“ – zugeordnet werden. Im Streit um das Eigentum am Universitätshochhaus hat das Verwaltungsgericht Leipzig dieser Auffassung zugestimmt und daher den Antrag der Universität Leipzig, ihr das Eigentum zurückzugeben, abgelehnt. Die Universität hat von der Möglichkeit der Revision beim Bundesverwaltungsgericht Gebrauch gemacht. Wir haben dabei folgendermaßen argumentiert: Es ist nicht richtig, dass der Freistaat Sachsen unmittelbar Forschung und Lehre veranstaltet, sondern dass er sich dazu der öffentlich-rechtlichen Körperschaft Universität bedient und dass daher die genannte öffentliche Aufgabe von der Universität wahrgenommen wird.

Das andere, an sich naheliegende Argument, ob es im Licht der Eigentums-garantie des Art. 14 GG rechtens sein kann, dass die ostdeutschen Universitäten entschädigungslos enteignet wurden, während die West-Universitäten

keinerlei derartige Einbuße an ihrem Körperschaftsvermögen hinnehmen mussten, hat uns leider nicht weitergebracht. Denn da das Eigentum öffentlich-rechtlicher Körperschaften bereits „öffentliches Eigentum“ ist, kann es sich im Rechtssinn nicht um eine Enteignung handeln, wenn der Staat dieses Eigentum für sich beansprucht. Dennoch muss aber – das Grundgesetz geht ja von einem materialen und nicht von einem formalen Gerechtigkeitsbegriff aus – gelten, dass der Ausschluss einer Körperschaft von der Verfügungsbezugnis über ihr Eigentum nur soweit zulässig ist, wie es zur Erreichung der damit verfolgten Ziele des Staates unerlässlich ist. Dieser Rechtsgedanke, den die Juristen das „Übermaßverbot“ nennen, muss nach Ansicht der Universität gerade dort gelten, wo es um die Ermöglichung der Erfüllung der Aufgaben der Universität in Forschung und Lehre geht. Dass die Universität solches Vermögen nicht freihändig anderweitig einsetzen kann, sichern nicht nur die Haushaltsvorschriften; die Universität hat von sich aus bereits lange bevor über einen möglichen Verkauf des Hochhauses die Rede war, dem Finanzministerium einen öffentlich-rechtlichen Vertrag angeboten, in dem sogar eine grundbuchrechtliche Verfügungsbeschränkung für die Grundstücke der Universität zu Gunsten des Freistaates Sachsen enthalten war. Es wirft ein Licht auf die Art des Umgangs der Regierung mit der Universität, dass dieser Vorschlag trotz ständiger Anmahnungen ohne jede Antwort geblieben ist.

Erst der Gang zum Bundesverwaltungsgericht hat schließlich Verhandlungen ausgelöst, die schließlich im Oktober des Jahres 2000 zu einem außergerichtlichen Vergleich geführt haben. Danach hat die Universität auf ihr früheres Eigentum außerhalb des Ringes endgültig verzichtet. Unter diesem früheren Eigentum befanden sich vor allem Grundstücke im Bereich des Klinikums und der naturwissenschaftlichen Institute, aber auch der 200 Hektar große „Universitätswald“ Oberholz. Als Gegenleistung hat der Freistaat Sachsen das Eigentum der Universität an ihren innerhalb des Ringes gelegenen Grundstücken anerkannt. Sie wurden zwar erheblichen Verfügungsbeschränkungen unterworfen – die Universität darf sie nur mit Zustimmung des Freistaats verkaufen; jede Vermietung und jeder Mieterwechsel muss vom Freistaat ausdrücklich genehmigt werden – aber der Freistaat kann nun auch nur noch mit Zustimmung der Universität auf diesen Grundstücken tätig werden und kann die Universität vor allem nicht gegen deren Willen aus der Innenstadt vertreiben.

Die Universität hat diesem Vergleich vor allem im Hinblick auf die Erneuerung des Universitätscampus am Augustusplatz bis zu ihrer 600-Jahrfeier im Jahr 2009 zugestimmt. Die Staatsregierung hat aus Anlass der Vertragsunter-

zeichnung ausdrücklich bestätigt, dass sie dazu das Erforderliche beitragen wird.

3.2 Die privatrechtlichen Auswirkungen des staatlichen Haushaltsrechts

Der heutige Erwerb von Eigentum mit Hilfe der staatlichen Mittel, die die Universität im Rahmen des Staatshaushaltsplanes erhält, ist rechtlich nicht völlig geklärt. Mangels besonderer Bestimmungen in der Haushaltsordnung oder in anderen Rechtsvorschriften gelangen aber nach meiner Auffassung auch die heute mit Mitteln des Staates von der Universität beschafften Sachen in das Eigentum der Universität und damit in ihr Körperschaftsvermögen. Im Kraftfahrzeugbrief unserer Dienstwagen steht – m. E. zu Recht – als Eigentümer die Universität Leipzig und nicht der Freistaat Sachsen.

Das hat zwar für den täglichen Universitätsbetrieb kaum Auswirkungen, da der Staat – völlig zu Recht und ohne jeden Vorbehalt auf Seiten der Universität – den Umgang mit den so erworbenen „öffentlichen Sachen“ detailliert geregelt hat. Es ist aber ein Hinweis darauf, dass auch die in der Vergangenheit beschafften Sachen Eigentum der Universität sind, was bedeutet, dass die Staatsregierung z. B. nicht anordnen kann, die Universität habe einzelne Stücke oder größere Bestandteile ihrer Kunstsammlungen zu veräußern. Praktisch könnte diese Frage dann werden, wenn der Freistaat jetzt beschließen sollte, etwa das Musikinstrumentenmuseum aus der Obhut der Universität herauszunehmen. Darüber wird – auch in der Universität – derzeit diskutiert.

3.3 Die Bedeutung des Körperschaftsvermögens

3.3.1 Wirtschaftliche Bedeutung

Damit kommen wir zur Frage der Bedeutung des Körperschaftsvermögens für die Universität. Es ist – bezieht man die beweglichen Sachen und insbesondere die Sammlungen der Universität ein – beachtlich. Aber auch nachdem sie wichtige und wertvolle Grundstücke zurückerhalten hat, kann dieses Vermögen zur Finanzierung der Aufgaben der Universität nur marginale Bei-

träge beisteuern: Forschung und Lehre und insbesondere die Personalkosten können aus den wirtschaftlichen Erträgen des Universitätsvermögens nicht bezahlt werden. Solche Einnahmen können nur zur Schließung von Lücken und zur Unterstützung besonders wünschenswerter, aber aus dem Haushalt nicht finanzierbarer Aufgaben einmal helfen. Man kann sich das leicht an einer Faustregel klar machen. Die Personalkosten für zehn wissenschaftliche Assistenten betragen für ein Jahr 500.000 €. Einen solchen Ertrag erzielt die Universität nicht einmal aus den Mieteinnahmen eines gut sanierten Geschäftshauses in der Leipziger Innenstadt!

3.3.2 „Negative“ Freiheit

Das Körperschaftsvermögen in Form von Immobilien gibt der Universität allerdings eine Form der „negativen Freiheit“, d. h. die Universität muss vom Staat gefragt werden, wenn der eine Verlagerung wissenschaftlicher Einrichtungen plant. Das sollte der Staat natürlich auch ohne rechtlichen Zwang im Umgang mit seinen Hochschulen beachten. Aber wir haben bereits mehrere Beispiele erlebt, wo – übrigens zum großen wirtschaftlichen Schaden des Staates – anders mit uns umgesprungen wurde.

3.3.3 Selbstbewusstsein

Das Selbstbewusstsein einer wissenschaftlichen Institution ist zwar nicht unbedingt von ihrem Eigentum abhängig, aber solches zu besitzen, stärkt es jedenfalls und das kann einer wissenschaftlichen Institution nur gut tun. Es lockt nicht nur qualifizierte Studenten an, sondern ebenso Wissenschaftler, Nutzer ihrer wissenschaftlichen Potenz und nicht zuletzt auch Mäzenaten. Das liegt so sehr auf der Hand, dass es mir völlig unverständlich ist, warum die Dresdener Ministerialbürokratie heutzutage und in dramatischem Unterschied zur königlich-sächsischen Regierung versucht, aus ihrer alten Landesuniversität eine nachgeordnete Behörde zu machen, die auf jedem nur denkbaren Gebiet bevormundet wird.

4. Bedeutung für die „Corporate Identity“

Dies gibt Anlass, zum Schluss auch noch auf die Bedeutung der Bereitschaft der Universitätsangehörigen und der Freunde, die die Universität in Wirtschaft und Gesellschaft hat, kurz einzugehen. Welche segensreiche Tätigkeit z. B. die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Leipzig seit ihrer Wiedergründung durch die Bereitstellung von ansehnlichen Beträgen für Forschungsvorhaben, zur Förderung von Nachwuchskräften und zur Pflege unserer Universitätsschätze bereits entfaltet hat, will ich hier nicht aufzählen. Mir geht es darum, einmal deutlich zu machen, wie sehr das Ansehen unserer Universität und damit ihre Bedeutung im Konzert der wissenschaftlichen Einrichtungen auch davon abhängt, wer sich durch seine Mitgliedschaft im Förderverein der Universität Leipzig engagiert – nach dem Motto: Sage mir, wer Deine Freunde sind, und ich sage Dir, wer Du bist. Auch auf diesem Gebiet können wir uns sehen lassen. Hier gibt es also für jeden die Möglichkeit, etwas zum Wohlergehen der Alma mater Lipsiensis beizutragen. Ich meine dabei auch und gerade die Professoren, Mitarbeiter und – nicht zuletzt die Studenten und Absolventen

Anmerkungen

¹ Eine zusammenfassende Darstellung fehlt bisher; die hier gegebene Übersicht folgt den gängigen Beiträgen zur Geschichte der Universität Leipzig. So weit die Entwicklung nach dem Jahr 1989 geschildert wird, schließt sie auch das eigene Erleben des Verfassers ein.

² Vgl. Siegfried Hoyer, Die scholastische Universität bis 1489, in: Lothar Rathmann (Hrsg.), Alma mater Lipsiensis – Die Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig, Leipzig 1984, S. 9 ff.

³ Georg Graf Vitzthum von Eckstedt, Die Baugeschichte der Universität, in: Die Universität Leipzig 1409 – 1909. Gedenklblätter zum 30. Juli 1909, Leipzig, S. 15 f.

⁴ Und so überraschend es klingt – sogar Quellen mündlicher Überlieferung gibt es dazu noch: Als das Dorf Fuchshain im Jahr 1993 sein 750. Gründungsfest beging, wurde der gerade amtierende Rektor der Universität, Professor Dr. Cornelius Weiss, zu dem Festakt eingeladen. Er wollte eigentlich nur kurz bleiben. Es wurde aber ein langer Abend daraus, bei dem ihm Alteinwohner vorschwärmten, wie gut es dem Dorf gegangen sei, so lange es der Universität gehört hatte. Einmal im Jahr sei der Rektor mit seinem Assessor erschienen und habe Recht gesprochen; dafür habe er ein Festessen

erhalten. Und als das Dorf einmal abgebrannt sei, hätte die Universität den Wiederaufbau finanziert. Nein, als Universitätsdorf hätten sie in Fuchshain ein schönes Leben gehabt!

⁵ Zitiert nach: Fragen an die deutsche Geschichte, Katalog zu der historischen Ausstellung des Deutschen Bundestages im Reichstagsgebäude 1979, S. 64; vgl. auch Adolf Meyer, Wilhelm von Humboldt, in: Klassiker der Pädagogik, herausgegeben von Hans Scheuerl, Band 1, S. 198 ff.

⁶ Näheres hierzu findet sich in dem Katalog zur Ausstellung 450 Jahre Universitätsbibliothek Leipzig, 1993; hier insbesondere S. 9 ff

⁷ Rainer Behrends, Die Sammlungen der Karl-Marx-Universität, in: Dieter Gleisberg (Hrsg.) Merkur & die Musen, Schätze der Weltkultur aus Leipzig (Katalog zur Ausstellung im Künstlerhaus Wien 1989/1990), S. 269 ff.

⁸ Erich Franke, Die Universitätsgebäude von 1409 bis ins 17. Jahrhundert, in: Heinz Füßler (Hrsg.), Leipziger Universitätsbauten, Leipzig 1961, S. 121 ff., Renate Drucker, Die Universitätsbauten 1650 bis 1945, in: Füßler a. a. O., S. 167 ff.

Verzeichnis der Abbildungen

Beide Abbildungen sind dem Buch: Leipziger Universitätsbauten. Die Neubauten der Karl-Marx-Universität seit 1945 und die Geschichte der Universitätsgebäude, herausgegeben von Heinz Füßler. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut Leipzig, 1961 entnommen.

Abbildung 1: Plan der Innenstadt über die Universitätsliegenschaften 1409 bis 1648 (Ausschnitt), S. 122

Abbildung 2: Bebauung des Campus Augustusplatz bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, S. 183

Dr. Reiner Tetzner

Das Tier bei den Griechen und Germanen im Mythenvergleich

Wir sind umgeben von mythischen Tieren. Bei Fernsehbildern aus dem Bundestag sehen wir, wie der Bundesadler auf uns zufliegt. An bestimmten Tankstellen leuchtet die Shell-Muschel als Firmensymbol, der Löwe kennzeichnet die Automarke Peugeot, in zahllosen Stadtwappen sitzen Tiere wie im Leipziger auch der Löwe. Wegen des neuen „Phaethon“ hätten Chefs von VW einen Mythologen konsultieren sollen, denn diesem Typ widerfährt noch Schlimmeres als seinem Sinn-Verwandten Ikaros. Heute gehören Begriffe wie Troianisches Pferd, Hydra, Pegasos zur Umgangssprache.

Also zurück zu den antiken Griechen, ja. Aber warum auch zu den Germanen, mag man fragen. Ich versuche darauf eine Antwort. Und das Thema Mythologie, zudem vergleichende, könnte bei manchem Skepsis wecken. Ich meine dabei nicht Mystik und Esoterik, sondern die Mythologie als Wissenschaft und denke dabei beispielsweise an das grundlegende Werk „Die Wahrheit des Mythos“ von dem Philosophen Prof. Kurt Hübner.

Unser Thema ist ein sehr weites Feld. Und ich bin gezwungen, bei unserem Überblick bestimmte Verallgemeinerungen zu wagen, da ist manches nur zu streifen, zu verkürzen; und ich bitte deshalb um Nachsicht für gewisse Unschärfe. Da es über das Tier im alten Ägypten in diesem Zyklus bereits einen Vortrag gab, habe ich diesen Aspekt bewusst ausgelassen.

Mich beschäftigt noch ein persönliches Anliegen. Nicht nur für unser Thema enthält die germanische Mythologie – auch als eine geistige Wurzel unserer Vorfahren – wertvolle Erfahrungen, die leider meist nicht nur missachtet, sondern verunglimpft werden. Diese Überlieferung wird in unseren Schulen und Universitäten fast immer ignoriert. Was können unsere Vorfahren dafür, dass ihre Götter und Helden und deren Geschichten verklärt oder in Pseudomythen nationalistisch verfälscht wurden und Nazi-Verbrechen dienten! Wir

Deutsche sollten diese Vergangenheit nicht verdrängen, sondern kritisch aufarbeiten, auch weil heute Rechtsradikale und Extremisten daran anknüpfen. Ich bemühe mich dazu um einen Beitrag. Die germanische Mythologie liegt übrigens auch der englisch-amerikanischen Kultur zugrunde. Man denke nur an Namen der Wochentage wie Wednesday der Weltsprache Englisch, in dem mit dem Wodanstag der alte Wodan steckt, in Friday seine Frau Freia, in Thursday der Donar, in Tuesday der Tyr.

Zunächst kurz zum Begriff Mythologie. Unter letzterer versteht man sowohl die überlieferten Erzählungen und Gestalten, meist in Texten, als auch die Lehre davon. Wir halten uns an die erste Bedeutung. Ein Mythologe meinte einmal: so viele Mythologien, so viele Definitionen des Mythos. Ich will keine weitere hinzuzufügen versuchen, sondern beziehe mich vor allem auf Texte wie die Homers oder Hesiods bzw. die Schriften der Edda. Wissenschaftler wie Walter Burkert haben sich auf drei Aspekte geeinigt: Mythen sind Erzählungen über Götter und höhere Wesen, über die letzten Dinge des Menschen, verbunden mit Kulte[n] bzw. Ritualen. Oder auch: Mythen sind als Erzählungen sprachlich codierte, sprachlich übertragbare Programme. Die Mythen unseres Gegenstandes schließen Dichtung ein. Kerne von Mythen entstanden im praktischen Überlebenskampf unserer Vorfahren, damit auch in der Begegnung mit dem Tier. Das Mammut ist dem Menschen an Körperstärke überlegen, schrecklich, man bewundert seine Kraft voll Ehrfurcht. Es wird überhöht und dämonisiert. Zugleich vermag es die Jäger zu töten, es ist Feind, eine Gefahr. Aber man braucht auch sein Fleisch als Nahrung. Aus dieser ambivalenten Haltung zum Tier in der Frühzeit folgt wohl seine zwiespältige Rolle in den späteren Mythen. Um zu überleben hat nicht erst der Neandertaler das Mammut oder den Auerochsen zu erlegen; die Horden der Jäger mussten sich für den gefährlichen Kampf auch psychisch motivieren, vielleicht in frühen Jagd- oder Fruchtbarkeitskulten, wie spätere Höhlenmalereien vermuten lassen, mit wohl elementaren Sprachformeln oder Ansätzen von Zaubersprüchen, als Anrufe, Beschwörungen höherer Wesen, die den Ablauf des Ritus begleitet und die Jäger gestärkt haben könnten. Aus diesen mythischen „Kurzerzählungen“ im frühesten Kult entstanden später, auch durch Weitererzählen, die Mythen.

Verallgemeinert enthalten Mythen Urerfahrungen der Menschen; C. G. Jung spricht von Archetypen, die sich über hunderte von Generationen als das „kollektive Unbewusste“ wiederholt, eingepägt, vererbt haben, wie bei der geschilderten Jagd. Der Kampf gegen das feindliche Tier ist in vielen Kulturkreisen überliefert. Vergleichend ist es möglich, aus den Mythen als Urmodelle für menschliches Handeln Urmythen zu verallgemeinern, wie in unserem

Falle: Ein Gott besiegt das Chaosungeheuer, ein Held den Drachen. Marduk tötet das Chaosungeheuer Tiamat. Jahwe besiegt den Drachen, Herakles tötet u. a. die lernäische Hydra. Siegfried tötet den Drachen. Vielleicht entwickelten sich daraus, wie ein erlegtes Tier geschlachtet und allseitig verwertet wurde, später Schöpfungsmythen, in denen ein tierhaftes Urwesen ausgenommen und aus seinem Körper die Welt gebaut wird. Im Germanischen ist dieser Urriese ein Zwitter mit auch tierhaften Zügen, genannt Ymir.

Übrigens spielen die Tiere im germanischen Schöpfungsmythos eine größere Rolle als im Griechischen. Wovon nährte sich Ymir? Dieses Urwesen entstand aus den fallenden Tropfen im Kraftfeld zwischen kaltem Norden, also Niflheim, und heißem Süden, also Muspellsheim, d. h. in Ginnungagap, dem gähnenden Grund. Aus dem weiter tauendem Eis und tropfendem Reif bildete sich dann die Urkuh Audumla. Und die leckte aus den salzigen Eisblöcken den ersten Gott frei. Die Urkuh Audumla nährte auch das Urwesen Ymir, was dadurch zu gewaltiger Größe wuchs. Entscheidend für das Entstehen der Götter ist diese mythische Urkuh. (Man denke an die Stelle in dem Rig-Veda (IV, 23, 10) von der Erde und dem Himmel als den beiden höchsten Milchkühen oder an die Rolle der heiligen Kuh im heutigen Indien). Im griechischen Mythos stehen keine Tiere am Anfang des Weltprozesses, sondern alles beginnt mit dem Chaos. Und die Urgöttin Gaia schafft aus sich heraus – nach Hesiod – den ersten Gott Uranos.

Um den hohen Stellenwert des Tieres in polytheistischen Mythen – wenn ich die so nennen darf – wie unseren griechischen und germanischen zu zeigen, werde ich sie von monotheistischen abgrenzen. Auf sogenannte Naturreligionen kann hier nicht eingegangen werden.

Zuvor noch eine Bemerkung zur Beziehung von Mythos und Religion. Jede höhere Religion enthält m. E. Mythen, aber viele Mythen wie jene der „Odyssee“ sind nicht auf Religion angewiesen (d. h. also praktizierte Riten mit Mittlern wie Priestern, gar Institutionen wie Tempel, Kirchen). Wie zahlreiche Vertreter der vergleichenden Religionswissenschaft betrachte ich dabei Religionen und Mythologien gleichwertig, also denunziere z. B. den germanischen Mythos nicht als Aberglaube, als primitiv gegenüber dem Christentum. Andererseits stelle ich polytheistische oder pantheistische Auffassungen nicht über monotheistische. In polytheistischen Religionen wie ehemals den beiden unseres Themas oder auch wie heute der hinduistischen – hier von Sonderfällen abgesehen – bzw. deren heute überlieferten Mythen ist die Welt ewig, sie hat keinen ersten Anfang aus dem Nichts und kein definiertes Ende. Sie erneuert sich, ist in stetem Entstehen und Vergehen (oft zyklisch). Eine

immanente Gesetzlichkeit bestimmt das Geschehen. Die Götter sind hier selbst dem Weltprozess unterworfen, haben einen Anfang, d. h. die Natur bringt sie hervor. Die Götter existieren also nicht vor und außerhalb der Welt wie im Eingottglauben des Christentums oder Islam, sondern sie entstehen in der Welt und werden von ihr hervorgebracht. Dadurch sind die Götter Teil der Natur und bleiben das allezeit.

Ich darf mich kurz auf das Christentum beziehen. Hier existiert der Allmächtige voraussetzungslos vor der Welt und schafft sie aus dem Nichts. „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“, heißt es im 1. Buch Mose, Kap. 1, V. 3. Durch das Wort Gottes werden Himmel und Erde, Gestirne, Menschen und Tiere geschaffen. Und im Vers 22 desselben Kapitels heißt es: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“ ..., also als Mittelpunkt der Welt. Einige Zeilen darauf heißt es: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan, und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“ Die Tiere und Pflanzen sind also für den Menschen gemacht, für ihn als Krone der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, über sie zu herrschen. Der Islam vertritt im Kern wohl die gleiche Auffassung.

Die Kluft zwischen den Tieren und Pflanzen und dem Göttlichen wird noch unüberbrückbarer, da ja der Mensch zwar als Bild Gottes geschaffen wurde, aber Bild und Urbild sind keineswegs verwandt, er hat keine Teilhabe am Urbild; d. h. Gott steht allmächtig und unfehlbar und geschieden über dem Menschen. Die sich vom alten Testament, letztlich von Abraham, ableitenden Religionen, also die jüdisch-christlich-islamischen, haben die außermenschliche Natur entseelt. Die Gestirne, ehemals Träger göttlichen Geistes, u. a. im vorderen Orient sogar als Götter verehrt, verloren ihre Göttlichkeit, wurden zu bloßen Lampen für die Menschenwelt degradiert. Auch die Tiere und Pflanzen wurden lediglich Merkmal, Spur Gottes, weisen auf ihn hin, haben selbst nichts Göttliches, sie sind also nicht Subjekt, sondern lediglich Objekt. Gott bedient sich ihrer wie er sich auch des Menschen bedient. Die Natur also, wie es im Faust heißt, ist „der Gottheit lebendiges Kleid“. Über die Rolle des Tieres im Christentum, zum Thema Bruder Esel, gab es bereits einen Vortrag. Deshalb nur noch einen Aspekt zum Christentum. Ich bin kein Theologe und beziehe mich auch hierbei insbesondere auf den Religionswissenschaftler Peter Gerlitz und sein Buch „Mensch und Natur in den Weltreligionen“.

Auch im Christentum ist der Übergang von Tiervorstellungen zum Göttlichen noch erkennbar. Die Taube ist Symbol des hl. Geistes, sie galt bereits als

der Vogel der Muttergöttin Ishtar. Und wie Peter Gerlitz meint, ist sie vielleicht die weibliche Entsprechung Gottes in der christlichen Trinität. (Gerlitz, S.125.) Über die Taufe von Jesus, als er aus dem Wasser stieg, heißt es: „das sich der Himmel auftat und der Geist Gottes wie eine Taube auf ihn herabkam.“ (übereinstimmend in Mt 3, 13 – 17, Mk 1, 9 – 11, Luk 3, 21 – 22). In der kirchlichen Kunst wurde der hl. Geist stets als Taube dargestellt. In orientalischer Religion galt die Taube als Ausdruck weiblicher Gottheit. So erhält dieses Tier ihre Funktion in der Trinität Vater, Sohn und hl. Geist, also als Vatergottheit, Sohn und Muttergottheit.

Ehe wir uns im einzelnen den Griechen und Germanen zuwenden, noch kurz etwas zum Hinduismus, in dem noch heute Tiere in die ursprüngliche Gemeinschaft von Menschen und Göttern einbezogen sind. In den heutigen Weltreligionen – außer dem Hinduismus – spielen die Tiere im Allgemeinen lediglich eine untergeordnete, abstrakt-symbolische Rolle. Denn sie lehnen den Tierkult ab. Wer in Indien einen Shiva-Tempel betritt, bemerkt meist zunächst den weißen Stier Nandi, das Reittier des Gottes, als Statue kniend oft in einem eigenen Heiligtum am Eingang. Die Hindus verehren vor allem als Glücksbringer den elefantenköpfigen Ganesha, einen Sohn von Shiva und seiner Frau Parvati. Für Hanuman, den Affenkönig, gibt es besondere Tempel. Hingewiesen sei noch auf die Lehre von der Wiedergeburt, wonach laut indischer Tradition gewissermaßen Pflanzen, Tiere, Menschen, dämonische Wesen und fast alle Götter gleichberechtigt in den Naturkreislauf einbezogen sind. Folglich kann eine zänkische Großmutter oder ein unglücklicher Onkel in einem rüdischen Hund oder einer lästigen Stubenfliege wiedergeboren werden. Deshalb sind auch Tiere als verwandte Wesen zu achten. Schließlich sei noch an die Reinkarnationslehre erinnert, wonach Vishnu bisher 9 Reinkarnationen erfuhr, zuerst als Fisch, dann als Schildkröte und Eber. Die Schildkröte bestimmte übrigens die kosmogonischen Vorstellungen der alten Inder. Der obere Panzer stellte den Himmel dar, der untere die Erde. Die Schildkröte galt als Vater aller Geschöpfe. Der Schöpfergott Prajapati wurde in Gestalt einer Schildkröte verehrt.

Nach diesem Exkurs kommen wir zu den griechischen und germanischen Mythen zurück. Die Quellen der griechischen Mythologie wie Homer, Hesiod, die griechischen Tragiker und später Ovid sind allgemein bekannt. Bei den germanischen Mythen sind wir vor allem auf altnordische Überlieferung angewiesen, wie die Liederedda und die mythologische Zusammenfassung von Snorri Sturluson in der sogenannten Prosaedda, beides um 1250 vor allem in Island aufgeschrieben. Aus dieser Überlieferung stammt unsere Terminologie wie Odin, dt. Wodan, Thor, dt. Donar. Im deutschen Raum wurden

im Grunde dieselben Götter verehrt, mit verwandten Namen; hier wurden allerdings mit der Christianisierung die Erzählungen von Göttern ausgelöscht, wie zuletzt bei der gewaltsamen Unterwerfung der Sachsen durch Karl d. Gr. (772 – 803). Es blieben nur Fragmente, die einzelne Namen enthalten. Beispielsweise werden im Zweiten Merseburger Zauberspruch (Abschrift des 10. Jahrhunderts, sicher älter) die Götter Wodan und Balder und die Göttin Frija genannt, im Sächsischen Taufgelöbnis (Codex des 9. Jahrhundert) u. a. der Name Donar. Es gibt weiter römische Quellen wie Tacitus, archäologische Funde usw.

Griechische und germanische Mythen haben gemeinsame indoeuropäische Wurzeln. Die Drei-Funktionen-Theorie von Dumézil, die hier nur erwähnt werden kann, erweist sich als wichtiges Modell für den Vergleich bestimmter indoeuropäischer Kulturen. In manchen Beziehungen stimmt die germanische Mythologie weit mehr mit der indisch-vedischen, an welche der Hinduismus anknüpft, überein, als mit der griechischen. Denn in diese brach kleinasiatische, d. h. über die Hethiter vermittelt, hurritische Überlieferung ein, der Sukzessionsmythos. Hiernach werden ältere Göttergenerationen wie die der Titanen durch die folgende wie die olympische, unter Zeus Führung, gestürzt, der dann die Titanen in den Tartaros sperren lässt.

Unser Gottesbegriff, der auf der jüdisch-christlichen Tradition beruht, ist nicht ohne Weiteres auf die germanische Zeit zu übertragen. Dort, ähnlich im Griechischen, ist von einer solchen Gottesvorstellung auszugehen, wo verschiedene Götter, auch weibliche, eine Art Familie bilden, im Bewusstsein einer Kultgemeinschaft nur Teil eines Ganzen sind. Sie haben die Kompetenzen, die Weltherrschaft, gewissermaßen geteilt und sind nicht vollkommen und unfehlbar. Aber was sie den Menschen ähnlich und vertraut macht: Im Germanischen stehen die Götter zusammen mit den Menschen den gemeinsamen feindlichen Mächten gegenüber, den Riesen, Unholden, Tieren als Weltfeinden, die Asgard, die Götterburg, und Midgard, die Menschenwelt, bedrohen.

Auf die Frage „Warum standen die Menschen den Tieren bei den alten Griechen und den Germanen näher?“ wäre zu erwidern: Weil sich auch Götter und Menschen näher waren, ja als verwandt galten. Dass Götter Menschenfrauen erfolgreich verführen wie Zeus die Alkmene und sie ihm den Heroen Herakles zur Welt bringt, mag noch einleuchten. Aber dass Menschenfrauen sogar Götter gebären, wie die Königstochter Semele dem Zeus den späteren olympischen Gott Dionysos, ist bemerkenswert. Im Kampf um Troia, wo die Götter auf Seiten der Troer und der Griechen eingreifen, gelingt es gar einem

griechischen Helden, im Gefecht Götter zu verwunden, wie dem Diomedes die Aphrodite und sogar den Kriegsgott Ares. Derartiges ist bei den Germanen nicht überliefert. Auch die germanischen Götter sind unvollkommen. Odin/Wodan, der Hauptgott der Germanen, hat nur ein Auge, wie übrigens der indische Rudra.

Gemeinsamkeiten ergeben sich insbesondere zwischen dem germanischen Gewittergott Thor/Donar und seinem indischen „Kollegen“ Indra. Ich erwähne für unser Thema am Rande, dass beide aufbrausend und reizbar waren und viel tranken und aßen, und während Indras Wagen von zwei Falben gezogen wurden, spannte Thor seine zwei Böcke an. Vor allem hatten beide vergleichbare Feinde. Indra schlang seine Keule gegen Vṛtra, eine fußlose Schlange, die den Regen zurückhielt. Thor kämpfte mit seinem Hammer Mjöllnir gegen die Midgardschlange, seine Erzfeindin. Ein Mythos erzählt, wie Thor mit einem Riesen aufs Meer fuhr, um sie mit einem Stierkopf als Köder zu fangen. Das Untier biss auch an, aber vor Schreck zerschnitt der Riese die Schnur, und das Tier entkam.

In die Gemeinschaft von Göttern und Menschen sind auch die Tiere einbezogen. Für Zeus besteht eine enge Beziehung zum Adler, zum Stier, für Apollon zum Wolf, für Athena zum Vogel, für Hera zur Kuh (in der „Ilias“ oft die Rindsäugige genannt). Ob die Gottheiten selbst einmal als das entsprechende heilige Tier aufgefasst wurden, bleibt offen. Aus alten, vorindoeuropäischen Religionsschichten mögen Tiermerkmale in mythisch-dämonische Wesen eingegangen sein, wie die Schlange in Typhon oder Meeresungeheuer wie Python, der Vogel in die Sirenen, Vogel und Löwe in die Sphinx, das Pferd in die Kentauren und Silenen sowie in Pegasos, der Bock in die Satyrn und in Pan. Die Kombination verschiedener Tiere ergab den Drachen. Götter galten den Tieren derart verwandt, dass sie sich in diese zu verwandeln oder zumindest deren Gestalt anzunehmen vermochten. Zeus verfolgte – nach einer Überlieferung – in Adlergestalt den schönen Ganymed, um ihn als seinen Mundschenk auf den Olymp zu holen. Als Schwan verführte Zeus die anmutige Leda, in Stiergestalt lockte er bekanntlich die reizende Königstochter Europa.

Aufgrund indoeuropäischer Verwandtschaft ist der Adler auch Attribut des germanischen Odin/Wodan, der sich ebenfalls in dieses Tier zu verwandeln vermag. Einmal nahm Odin sogar die Gestalt einer Schlange an, um den geraubten Dichtermet zurückzuholen. Wie erfährt Odin Neuigkeiten aus der Welt? Von seinen Raben Hugin und Munin, die auf seinen Schultern sitzen, in die Welt hinaus fliegen und ihm melden, dass z. B. Riesen Midgard angrei-

fen. Die Wölfe Geri und Freki sitzen zu seinen Füßen. Als Odins Reittier gilt das achtbeinige Pferd Sleipnir. Auf das Pferd kommen wir später zurück. Am Beispiel von Odins Götterpferd Sleipnir soll noch ein Unterschied zwischen Mythologie und Religion erwähnt werden. Rudolf Simek weist daraufhin, dass die Achtbeinigkeit von Odins Pferd Sleipnir erst in Quellen ab dem 13. Jahrhundert zu finden ist. Und Pferde wurden zuvor auf Bildsteinen zu heidnischer Zeit vielleicht nur achtbeinig dargestellt, um ihre besondere Schnelligkeit zu zeigen. Simek folgert nun, das Attribut der Achtbeinigkeit sei lediglich nachträgliche folkloristische Ausschmückung. Was für die Religionswissenschaft von Bedeutung ist, also Auffassungen bzw. Texte im praktizierten Glauben und bei Kulte, wird für die Mythologie zweitrangig, denn ehemals geglaubte Erzählungen wurden später oft dichterisch erweitert, wie im Germanischen von Snorri Sturluson in der erwähnten Prosaedda. Sollten die heidnischen Germanen tatsächlich nur an einen vierbeinigen Sleipnir geglaubt haben, halte ich trotzdem für die Mythologie an der übrigens sehr poetischen Achtbeinigkeit fest.

Noch deutlicher wird diese Problematik im Griechischen bei den mythischen Fabeltieren wie Pegasos oder den Zentauren. Obwohl im Kult vielleicht nie jemand real an sie glaubte, gehören sie heute auch als literarische Erfindung zum Mythos.

Auf Bildsteinen mit dem achtbeinigen Sleipnir wird vermutlich der Empfang in Walhall, der Halle der Gefallenen, dargestellt. Tiere hatten in Walhall wichtige Funktionen. Die auf dem Schlachtfeld gefallenen Krieger, von berittenen Walküren, daher ihr Name, nach Walhall als Einherier und somit in Odins Heer geholt und zum Kampf gegen die Weltfeinde trainiert, verspeisen täglich den Eber Sährimnir, der am nächsten Tag wieder fröhlich grunzt, und laben sich am Met, den die Ziege Heidrun, statt Milch, ihnen spendet.

Welche Rolle spielen die Tiere im Weltbild unserer beiden Mythologien? Nach dem Chaos am Anfang gebiert ausgerechnet die Erdgöttin Gaia mit Uranos neben den Titanen die hundertarmigen Riesen (Kottos, Briareos und Gyes) und die Kyklopen (Brontes, Steropes und Arges). Die eigentlichen tierischen Monster entspringen aus Gaias Vereinigung mit dem Meeresgott Pontos. Beider Sohn Phorkys und Tochter, die schwangige Keto, zeugen Unholde wie die Sphinx, die Chimäre, den Nemeischen Löwen und Echidna, die wiederum u. a. die Lernäische Hydra und Kerberos, den Wächter des Hades, gebiert. Auch die Herrschaft der griechischen Götter wird von Ungeheuern tierischer Art bzw. menschenähnlichen Monstern mit tierischen Zügen bedroht. Nach der Titanenschlacht sind zunächst die Giganten zu besiegen

(dargestellt auf dem Fries am Pergamonaltar). Gaia gebar sie übrigens aus den Blutstropfen ihres kastrierten Mannes Uranos. Zuvor hatte ihm ihr Sohn Kronos bekanntlich nach ihrer List mit einer Sichel das Geschlecht abgeschlagen. Aus Rache über die Niederlage der Giganten zeugte Gaia dann mit dem Tartaros den Weltfeind Typhon, der die Unsterblichen angriff. Es heißt, seine Hände reichten ausgestreckt vom Aufgang der Sonne bis zu deren Untergange. Aus ihnen wimmelten hundert Drachenköpfe. An den Lenden abwärts schlängelten sich Knäuel von Vipern. Sein Körper war gefiedert. Die Götter, außer Zeus, flohen vor ihm in Tiergestalt nach Ägypten, Hera als Pfau, Aphrodite verwandelte sich in eine Taube, Artemis in eine Hirschkuh. Nur Zeus widersetzte sich und besiegte am Schluss den Typhon und warf ihn in den Ätna. Rüttelt er in der Tiefe, gibt es Erdbeben. Das lässt ihn im Germanischen mit Loki, auf den wir noch eingehen, als verwandt erscheinen. Bemerkenswert ist, dass ausgerechnet die Erdgöttin Gaia diese gefährlichsten Ungeheuer hervorbringt. Nach siegreichen Kämpfen bleibt jedenfalls die Herrschaft der olympischen Götter unter Zeus stabil, sie wird nicht mehr von derartigen Unholden bedroht.

Jedoch nicht so in den germanischen Mythen. Dort findet die Auseinandersetzung der Götter gegen die Mächte der Unordnung, die Riesen, Unholde, kein Ende, sondern die Bedrohung von Utgard aus wächst gegen Asgard und Midgard, das führt bis zu einer Endzeit und einem entscheidenden Angriff. Das „Tierische“, auch Bild für noch Ungeordnetes, wenig Bewusstes, wirkt längst in die Götterwelt Asgard hinein, und zwar in Gestalt eines kleinen, aber geltungsbedürftigen Riesen mit Namen Loki. Der hatte in Asgard um Aufnahme gebeten, er wolle gern Asengott werden. Die Götter nahmen den Trixter, ein Vorläufer von Mephisto, auf. Aber nach vielen nützlichen Taten für die Götter bricht das Riesische, Spontane, „Tierhafte“ auf. Trotz seiner Ehe mit der Asengöttin Sigyn schwängert er die Riesin Angrboda, die gebiert ihm drei Unholde, neben Hel, der späten Herrin der Unterwelt, die beiden mythischen Tiere Fenriswolf und Midgardschlange, die im Unterschied zu Monstern in griechischen Mythen hier in einer Endzeit zu Weltfeinden werden. Auf eine produktive Deutung der Midgardschlange als Weltumspannerin kann nicht weiter eingegangen werden.

Wir wollen uns nun noch einigen für den Mythos wichtigen Tieren zuwenden, zunächst dem Stier bzw. Rind. Stiere wurden bei den Griechen am meisten geopfert. Um die reizende Europa zu gewinnen, verwandelte sich Zeus bekanntlich in einen Stier, der gab sich sanft und liebevoll, täuschte so die Ahnungslose und trug sie übers Meer nach Kreta. Europa gebar beiden u. a. den Minos, der König von Kreta wurde. Dessen Frau Pasiphae, eine Tochter

des Helios, traf ein unerbittliches Schicksal. Eines Tages versprach Minos dem Poseidon, seinen schönsten Stier zu opfern. Der aber betrog den Gott und opferte nicht jenen weißen, den der Gott des Meeres aus den Fluten steigen ließ, sondern einen anderen. Aus Rache weckte Aphrodite nun bei Pasiphae Lust auf diesen Stier. Alle ihre Versuche ihn zu verführen, scheiterten. Der Hornochse ignorierte sie. Da ließ sie vom Kunsthandwerker Daidalos, der für Minos arbeitete, eine Kuh von solcher Natürlichkeit fertigen, dass der Stier sie besprang und die in ihm hockende Pasiphae begattete. Sie gebar das Monster Minotaurus, ein Mensch mit Stierkopf. Um die Missgeburt zu verbergen, ließ Minos von Daidalos ein unentrinnbares Labyrinth bauen, in dem Minotaurus gefangen wurde. Athen war verpflichtet, für ihn alle neun Jahre sieben Jungfrauen und Jünglinge als Blutopfer auszuliefern. Später gelang dem Athener Helden Theseus das Untier zu töten.

Griechische Mythen dienen seit über zwei Jahrtausenden als Stoff für die bildende Kunst und für die Literatur. Christa Wolf, bekannt auch durch ihre Werke „Kassandra“ und „Medea. Stimmen“, formuliert am Ende ihres letzten Buches „Ein Tag im Jahr“ als eine Art Fazit ihr Thema: „Minotaurus, der im Labyrinth im Halbschlaf liegt, muß erschlagen werden.“ Hier wird ein Mythos zum Symbol unserer Welt.

Jetzt einiges zum Mythos Pferd. Bei ihm erweist sich das Verhältnis von Menschen und Tieren als besonders eng. Der Brauch, Pferde wie Menschen zu bestatten, ist nahezu weltweit nachgewiesen worden, u. a. in Indien, China, Korea. (Im Reallexikon der germanischen Altertumskunde, dem Standardwerk auf diesem Gebiet, füllt im Bd. 23 der Artikel über Pferdegräber allein 46 Seiten. Pferdegrab und Opfer sind nicht zu trennen.) Das Pferd als heiliges Tier steht in langer indogermanischer Tradition. Die vordringenden Arier brachten Anfang bis Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. den Streitwagen mit nach Vorderasien; dadurch wurde das Pferd das wichtigste Macht- oder Kriegsinstrument dieser Völker. Homer beschrieb in der Ilias das doppelrädrige Zweigespann mit Wagenlenker. Seit ältester Zeit galt das Pferd bei den Indogermanen nicht nur als Opfertier, sondern man sah in ihm ein numinoses Wesen oder hielt es gar für eine Gottheit in Tiergestalt, wie zuweilen den großen griechischen Gott Poseidon. Als ursprünglich Ippos schuf Poseidon das Urpferd Skyphios, das durch Hufschlag Quellen zu eröffnen vermochte. Als Poseidon die Demeter verfolgte, um sie zu verführen, verwandelte die sich, um dem zu entgegnen, in eine Stute. Da nahm Poseidon die Gestalt eines Hengstes an und besprang sie. Demeter gebar das göttliche Pferd Areion. Aus dem Germanischen ist ein verwandter Mythos bekannt, wo sich Loki in eine Stute verwandelte, die dann den achtbeinigen Sleipnir zur Welt brachte.

Erinnert sei noch an Pegasos, das geflügelte Pferd, ebenfalls von Poseidon gezeugt, auch an den weisen Kentauren Chiron, der u. a. den Helden Achilleus aufzog. Homer berichtet in der Ilias von Achilleus unsterblichem Pferd Xanthos, das zu sprechen vermochte und bei Achilleus Tod weinte. Den mythischen Pferden wurde auch Weissagekraft, Segenswirkung auf Felder und Heilkraft nachgesagt (Stutenmilch). Erwähnt sei noch die zu römischer Zeit berühmte keltische Pferdegöttin Epona. Und im Jahre 2002 befanden sich 1,3 Mrd. Chinesen im Jahr des Pferdes.

Bestimmte, also heilige, Tiere galten auch als Medium zwischen Menschen und Göttern, vor allem im Opfer. Dem dienten bei den Germanen vor allem Pferde. Im Bericht des Orosius über den Sieg der Kimbern und Teutonen im Jahre 105 v. Chr. bei Arausio (an der Rhone) heißt es, dass sie gemäß eines außergewöhnlichen Schwures (wahrscheinlich an Wodan) nicht nur die Gewänder der besiegten Römer zerrissen, das Gold und Silber in den Strom warfen und die Panzer der Feinde zerhauten, sondern auch den Schmuck ihrer Pferde vernichteten und die Pferde selbst in den Strudeln des Stromes ertränkten; allerdings wurden auch die Menschen mit Stricken um den Hals an Bäumen aufgehängt. Adam von Bremen berichtet in seiner *Gesta Hammaburgensis* aus dem Jahre 1070 über das schwedische Landesopfer, das aller neun Jahre in Uppsala für Thor, Wodan und Fricco stattfand. Von jeder Gattung männlicher Geschöpfe werden je 9 Menschen, Pferde und Hunde an Bäume gehängt, die durch Tod und Verwesung der Geopferten geheiligt werden. Wörtlich heißt es: „Dort hängen Hunde und Rosse neben den Menschen“ ... Übrigens sind die Lieder, die bei der Vollziehung eines solchen Opfers gesungen zu werden pflegen, „vielerlei und unehrbar und darum besser zu verschweigen.“ (zit. bei Simek, Rel., S. 82) Funde bestätigen, dass beim Tieropfer nicht nur bei Rindern und Schafen, sondern auch beim Pferd oft der Schädel gespalten oder von vorne wegen der Verspeisung eingeschlagen wurde. Homers Beschreibungen von Opferriten ähneln denen 2000 Jahre später von den Wikingern praktizierten. So wie die Griechen Knochen und Fett den Göttern verbrannten und die guten Innereien selber aßen, pflegten die Germanen auch Fell und Kopf des Pferdes auf eine Stange zu spießen und das Fleisch selber zu verspeisen. Während der heiligen Opfermahlzeit gewann man Kraft aus dem geweihten Fleisch, die Götter saßen gewissermaßen mit am Tisch. Im griechischen Mythos wurde Helios Sonnenwagen von zwei mythischen Pferden gezogen. Phaethon, Sohn des Helios, erreichte gegen dessen Willen, diesen Wagen zu fahren. Als ihm die Pferde durchgingen und Wälder und Länder in Flammen aufloderten, blieb Zeus nichts weiter übrig, als den Übermütigen mit einem Blitz zu erschlagen, so dass er in den Fluß Eridanos stürzte.

Auch im germanischen Mythos wird die Sonne von zwei Pferden gezogen, von Arvagr, „zeitig wach“, und Alsvidr, „sehr schnell“. Der Kultwagen von Trundholm zeigt eine von einem Bronzepferd gezogene Sonnenscheibe. Der Fund stammt zwar aus der Bronzezeit und ist über 1000 Jahre älter, beweist andererseits die gewisse Kontinuität bestimmter Muster und Kulte. Wie u. a. eine Botschaft von Papst Gregor III. an Bonifacius zeigt, wurde mit der Christianisierung den Germanen verboten, Pferdefleisch zu essen. Bei der Annahme des Christentums auf Island im Jahre 1000 – als demokratische Entscheidung auf dem Althing – bestand eine der drei Bedingungen des Kompromisses darin, dass der Genuss von Pferdefleisch erlaubt blieb. Mit der Christianisierung wurde das ehemals heilige Pferd und Reittier des Hauptgottes Odin-Wodan zum Attribut des Satans abgewertet. Deshalb hieß es nun, der Teufel gehe auf einem Pferdefuß, oder wie in Fausts Walpurgisnachtsszene mit Bocksfüßen; denn Böcke zogen den Wagen des Gewittergottes Thor/Donar. In gleicher Weise wurden Katzen, ehemals Tiere der germanischen Freyja – der Aphrodite und der Venus verwandt – zu Tieren der Hexen.

Eine heilige Rolle spielten Tiere auch beim Orakel und für die Weissagung. Bei den Germanen wurde aus dem Verhalten und Wiehern der Pferde und aus den Eingeweiden der Opfertiere Zukünftiges gedeutet. Größe, Form und Merkmale der Leber und Galle galten als wichtig. Staatliche Autorität besaßen in Griechenland und Rom die Auguren, die aus dem Vogelflug weissagten. Ich erinnere an Seher wie Teiresias oder Kalchas. Die Taktik des Troianischen Pferdes erlangte zu vielen Zeiten symbolische Bedeutung. Auch Teilnehmer an der friedlichen Revolution 1989 in der DDR wandten sie an, d. h. dem System anstatt mit äußerer Konfrontation zu begegnen, es von innen her zu unterhöheln.

Ehe ich zum Schluss komme, will ich noch kurz erwähnen, wie Tiere mythisch im Lebensprozess eingesetzt wurden. Zur Abschreckung gegen böse Geister zierten Drachenköpfe viele Wikingerschiffe. Oder Thorshämmer, in der Wikingerzeit häufig aus Widerstand gegen das christliche Kreuz getragen, wurden zuweilen mit Motiven von Raubvogelköpfen verziert. Elite-Krieger der Wikingerzeit pflegten oft in Bärenfellen zu kämpfen, nicht nur um die Kraft dieser Tiere anzunehmen, sondern sich in diese zu verwandeln (Berserker). Ähnlich hüllten sich Krieger in Wolfsfelle, als Ulfhednar, Wolfshäuter. Mit dem Eingreifen der mythischen Tiere beim Ragnarök, dem Weltende bei den Germanen, möchte ich auch heute hier zum Schluss kommen.

Das Tierhafte der Riesen, als Ungezügelter, Chaotisches, bricht in Loki nach Warnträumen Balders über seinen Tod auf. So veranlasst Loki, dass der blinde Gott Höd den schönsten und edelsten Gott, also Balder, mit einem Mistelzweig tötet. So fällt der erste Gott. Während die griechischen Götter unsterblich sind, erweisen sich die germanischen als tötbar. Das bringt Menschen und Götter näher. Loki, bekanntlich der Vater des Fenriswolfes und der Midgardschlange, wird zur Strafe gefesselt und geht dann beim Angriff der Weltfeinde zu ihnen über, steuert Naglfar, das Schiff der Toten. Es kommt zum Ragnarök, dem Götteruntergang. Am Anfang des Weltgeschehens hatten die Götter zunächst die Menschen-Welt Midgard durch einen Wall gesichert und erst danach ihre Burg Asgard gebaut. Und anstatt sich nun am Ende auf ihrer Burg zu verbarrikadieren, lassen die Götter auch jetzt die Menschen nicht im Stich, sondern sie ziehen auf das Schlachtfeld und stellen sich gemeinsam mit den Einheriern dem Kampf.

Literatur:

- Peter Gerlitz: Mensch und Natur in den Weltreligionen, Darmstadt 1988.
Kurt Hübner: Die Wahrheit des Mythos, München 1985.
Rudolf Simek: Religion und Mythologie der Germanen, Darmstadt 2003.
Reiner Tetzner: Germanische Götter- und Heldensagen, Stuttgart 1997.
Reiner Tetzner/Uwe Wittmeyer: Griechische Götter- und Heldensagen, Stuttgart 2003.

Dr. Julika Griem

Fremde Verwandte: Affen als kulturelle Projektionsfiguren in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Vor fast einer Woche, am 22. Januar 2004, ist in China der Beginn des Jahres des Affen gefeiert worden. Dieses Ereignis wurde auch in westlichen Medien kommentiert. So wies z. B. die Umweltstiftung WWF darauf hin, daß gerade im Jahr des Affen unsere nächsten Verwandten im Tierreich durch die Abholzung von Regenwäldern und Bürger- und Stammeskriege, durch illegalen Tierhandel und Viren akuter denn je bedroht sind. Im Gegensatz zu diesen Schreckensmeldungen wurde in der Neuen Zürcher Zeitung hingegen eher die symbolische Bedeutung des Affen in der chinesischen Kultur hervorgehoben. Hier hieß es: „Wer jetzt noch schwanger ist, versucht es mindestens bis zum Donnerstag zu bleiben, denn der Affe steht für Klugheit und List. Er ist erfinderisch und flexibel, schnell und geschickt, was sich in der Schule, im Geschäftsleben und in der Familie auszahlt. Auch in der Wahl der Partner. Diese sind vorzugsweise im Jahr der Ratte oder des Drachen geboren, aber möglichst nicht im Jahr des Tigers und des Hasen. Zu den bekannten ‚Affenmenschen‘ gehören Frankreichs Präsident Chirac (1932), der deutsche Bundeskanzler Schröder (1944), der amerikanische Verteidigungsminister Rumsfeld (1932) und der Hollywoodschauspieler Tom Hanks (1956).“

Wir können schon an diesen Kommentaren erkennen, daß die Figur des Affen offenbar höchst ambivalent besetzt ist: Affen werden verehrt und idealisiert, aber auch gejagt und ausgerottet; in unseren Bildern von Affen stehen einander reale und symbolische, wissenschaftliche und mythologische und natürlich verschiedene kulturelle Deutungen gegenüber. Daß auch innerhalb der westlichen Kultur – und auf diese Perspektive möchte ich mich heute Abend konzentrieren – die Figur des Affen durchaus vieldeutig und widersprüchlich konnotiert ist, zeigt sich bereits in der ironischen Rede von den „Affenmenschen“ Chirac, Schröder und Rumsfeld, wie sie in dem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung gebraucht wurde: Obwohl wir es uns im Westen doch längst angewöhnt haben, vor allem die großen Menschenaffen als unsere schützens-

werten Lieblinge im Tierreich zu betrachten, klingt in dieser Pointe noch etwas von jenem abwertenden und häufig sogar rassistischen Sprachgebrauch an, mit dem nicht allein in früheren Jahrhunderten Menschen als Affen bzw. affenähnliche Wesen diskriminiert wurden.

Die hier nur angedeutete kulturelle Bedeutungsvielfalt, die Projektionen und Assoziationen, die die Figur des Affen umranken, stellen für Kulturwissenschaftler eine Herausforderung und Chance dar. Weil dieses Tier uns zugleich ähnlich und unähnlich, verwandt und fremd erscheint; weil es einerseits Naturwesen, andererseits aber auch, wie gerade neuere Erkenntnisse nahe legen, kulturbegabt ist, wurde der Affe schon früh als produktives Paradox wahrgenommen: als eine beunruhigende und faszinierende Spiegelfigur des Menschen, an der sich zeigen läßt, daß die Grenzen dessen, was wir menschlich nennen, keineswegs so eindeutig zu ziehen sind; daß die Ordnungen, die wir errichten, um menschlicher Existenz Sinn zu verleihen, keinesfalls unumstößlich sind.

Ich möchte Ihnen heute Abend vorführen, daß diese Grenzen des Menschlichen, die mit der Figur des Affen immer wieder neu entworfen worden sind, auf besonders aufschlußreiche Weise in literarischen Erzählungen erkundet werden können. Solche Erzählungen eignen sich für erhellende Ausflüge in Grenzbereiche, weil sie, aufgrund ihres Status und ihrer Form, durch ein dialektisches Zusammenspiel zweier Tendenzen gekennzeichnet sind: Als Fiktionen, die dem Bereich der Kunst zugeordnet werden, sind sie entpragmatisiert, d. h. sie operieren jenseits der Sachzwänge unserer alltäglichen, weltanschaulichen und wissenschaftlichen Konventionen und dürfen in diesem Spielraum die in unseren Lebenswelten und Wissenskulturen gültigen Ordnungen ignorieren oder sogar auch auflösen. Dies bedeutet allerdings nicht, daß literarische Erzählungen in einem luftleeren, autonomen Raum zweckfreier Kunst existierten. Gerade weil in ihnen Grenzen überschritten werden dürfen, wirken sie zugleich auch wieder reintegrativ: Wo in unseren immer komplexer strukturierten Gesellschaften nämlich ein Gesetz zunehmender Ausdifferenzierung von Spezialwissen zu herrschen scheint, dürfen sich literarische Erzählungen über solches Fachwissen hinwegsetzen und können dadurch Anschlußmöglichkeiten schaffen und verschiedene Ordnungsmuster und -systeme miteinander in Beziehung setzen. Literarische Erzählungen antworten damit auf zwei ganz grundlegende menschliche Bedürfnisse, die sich gar nicht so leicht voneinander trennen lassen: Sie führen uns einerseits vor, wie sich Ordnungen unterwandern und stören lassen; sie ermöglichen es aber andererseits auch, uns lesend in bestehende Ordnungen einzufügen bzw. neue Ordnungen herzustellen. Vor diesem Hintergrund sind

Erzählungen, die von Affen handeln, in zweierlei Hinsicht aufschlußreich: Diese Texte handeln einerseits von jenen anthropologischen Ordnungen, die es uns erst ermöglichen, etwas als „menschlich“ und „unmenschlich“ zu bezeichnen; sie thematisieren diese Ordnungen aber andererseits auch in Form einer ästhetischen Ordnung, der Ordnung der jeweiligen Geschichte nämlich. Affen-Fiktionen laden uns somit ein, uns sowohl mit den Grenzen des Menschlichen als auch mit den Grenzen des Erzählens zu beschäftigen.

Die Affen-Erzählungen, die ich Ihnen mit dieser Vorlesung ans Herz legen möchte, stammen alle aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Diese Texte haben aber natürlich eine lange Vorgeschichte, die erkennen läßt, daß unser Wissen über Primaten erst relativ spät auf eine empirische Grundlage gestellt wurde, durch die sich Fiktionen von Fakten, Legenden von objektivierbaren Beschreibungen trennen ließen. Erkennbar ist auch, daß die menschenähnliche Gestalt und das menschenähnliche Verhalten von Affen schon früh kontroverse Reaktionen sowie das Bedürfnis hervorgerufen haben, dieses Wesen zu klassifizieren und ihm einen eindeutigen Platz in der Ordnung der Natur zuzuschreiben. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß sich in antiken Quellen eine unbefangene Neugierde finden läßt als in mittelalterlichen Beschreibungen von Affen: Während antike Autoren wie Aristoteles und Galen, Plinius und Aelian mit den hybrid und grotesk anmutenden Abkömmlingen aus Verbindungen von Göttern und Menschen vertraut waren und daher offener z. B. auf anatomische Gemeinsamkeiten zwischen Affen und Menschen hinweisen konnten, verstießen solche Gemeinsamkeiten gegen die in der christlichen Doktrin einer „chain of being“, die eine klarere Hierarchie von menschlichen und tierischen Lebewesen entwarf. Es überrascht daher nicht, daß in vielen mittelalterlichen Texten die antiken Vorlagen in moralisierender und didaktischer Weise umgeschrieben wurden: Wo Aristoteles konstatiert hatte, auch die inneren Organe der Affen ähnelten denen des Menschen, behauptete Thomas von Aquin, daß der Affe wie ein Heuchler nur äußerliche Ähnlichkeiten aufweise, daß seine Gliedmaßen es ihm aber nicht erlaubten, sein Gesicht gen Himmel zu erheben, um dort die Quelle seiner Erlösung zu erblicken. Diese Abwertung der Figur des Affen spitzte sich bei anderen Autoren noch zu: Als eindeutig negativ konnotierter Begriff wurde das „Nachäffen“ auf alle Feinde Christi angewandt, und als unwürdigster Nachahmer Gottes geriet der Affe zu einer „figura diaboli“, einer Teufelsfigur, von der es z. B. im Physiologus, dem wichtigsten Kompendium mittelalterlicher Naturbetrachtung hieß, dieses Tier habe keinen Schwanz und gehöre keiner Gattung an, und weil es keinen Schwanz habe, sei es böse, wie der Teufel, der auch kein gutes Ende bzw. Hinterteil habe.

Während im Mittelalter im wesentlichen die antiken naturhistorischen Quellen im Einklang mit religiösen Dogmen modifiziert wurden, emanzipierte sich in der Frühen Neuzeit die wissenschaftliche Neugierde allmählich von den kirchlichen Autoritäten. Weil zudem die zu dieser Zeit forcierten Entdeckungsreisen viele neue naturkundliche Funde bereitstellten, ergaben sich etwa ab dem 15. Jahrhundert neue Erkenntnisse über die Tiere, die erst später Primaten genannt wurden. Im Jahr 1534 behauptete der venezianische Anatom Andreas Vesalius, daß Galens immer noch kanonische Beschreibungen der menschlichen Anatomie zum größten Teil auf der Sektion von Affen beruhten. Diese Revision der griechischen Autorität brachte neue vergleichende Studien auf den Weg. 1551 publizierte der Zürcher Anatom Konrad Gesner seine *Historia animalium*, die die später vielfach kopierte Abbildung eines anthropoiden Affen enthielt, von dem es im Text hieß, er gleiche bezüglich seines Gesichts, seiner Knie und gewisser nicht weiter spezifizierter unaussprechlicher Körperteile dem Menschen. Nicht ganz ein Jahrhundert später gelangte der vermutlich erste Schimpanse nach Europa, wo er im Jahr 1641 von Nicolaas Tulp (allerdings als Orang Utan titulierte) in einer ebenfalls mit einflußreichen Illustrationen versehenen Studie beschrieben wurde. Aus der gleichen Zeit stammt die bahnbrechende Studie des schottischen Anatomen Edward Tyson, *Orang-Outang, sive Homo Sylvestris. Or, the Anatomy of a Pygmie compared with that of a Monkey, an Ape, and a Man* (1699), die vielen Wissenschaftshistorikern als die erste systematisch vergleichende anatomische Beschreibung eines Menschenaffen gilt (auch hier wurde ein Schimpanse wieder als Orang Utan titulierte). Ein nächster wichtiger Schritt in der Erforschung der Affen und Menschenaffen wurde in einem ebenfalls aufsehenerregenden naturhistorischen Werk unternommen, das etwa 30 Jahre nach Tysons Forschungen auf den Weg gebracht wurde: 1735 gruppierte nämlich der schwedische Forscher Linné Menschen, Affen und Faultiere in der gleichen Kategorie; 1758 verkündete er, er habe unter den nun zum ersten Mal in der wissenschaftlichen Nomenklatur auftauchenden „Primaten“ eine zweite menschliche Spezies namens „*homo troglodytes*“ entdeckt.

In dieser Frühgeschichte der Primatologie zeigt sich unter anderem, daß selbst die Forscher des 17. und 18. Jahrhunderts noch häufig frühere Quellen kopierten. Dies hat auch damit zu tun, daß es selbst um 1800 noch nicht allzu viele Gelegenheiten gab, in Europa lebende Affen zu beobachten. Linné hatte zwar die Unterstützung der schwedischen Königin für eine Expedition, aber er konnte seine Theorien dann doch niemals an einem lebenden Objekt verifizieren. Auch die Größen der französischen Naturgeschichte mußten sich im wesentlichen mit der Sektion toter Affen zufrieden geben. Das nicht-adequate Laien-Publikum konnte sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vor allem

auf Jahrmärkten mit Primaten vertraut machen. So wurde im französischen Reims z. B. eine „Akademie“ vorgeführt, in der als Soldaten verkleidete Affen tanzten, Karten spielten oder eine Stadt angriffen. Bürgerliche Liebhaber exotischer Tiere profitierten zudem von der Öffnung der Menagerien. In Paris entstand 1801 ein erstes Affenhaus, das 1835 den ersten Orang Utan aufnahm. 1826 wurde die Zoological Society in London gegründet; 1843, 1858 und 1874 die Zoos von Antwerpen, Frankfurt und Basel; 1876 traf im Berliner Zoologischen Garten ein Gorilla ein. In all diesen Zoos stellten Affen eine immer beliebtere Attraktion dar, die auch einem Bildungsanspruch zu genügen schien, indem man die Affen als zivilisierbare Kreaturen zur Schau stellte. Die Tiere erhielten daher häufig christliche Namen und wurden auf vermenschlichende Weise inszeniert: In einer Menagerie in London sah man einen Orang Utan in ein Buch vertieft, im Regent's Park Zoo posierte eine Schimpansendame namens Jenny in Flanell-Nachthemd und Morgenmantel, und immer wieder saßen Affen in trauter, menschlich anmutender Runde bei Tee und alkoholischen Getränken zusammen.

Je mehr lebende Tiere es zu sehen und zu untersuchen gab, desto kontroverser gerieten allerdings auch die wissenschaftlichen Debatten. Weil man in den sich zu dieser Zeit allmählich professionalisierenden biologischen Wissenschaften die Ordnung der Natur nicht mehr allein als räumliches Tableau entwarf, sondern intensiver über zeitliche Entwicklungsstufen und Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Lebewesen, also über Evolution nachzudenken begann, geriet der Affe zu einem exemplarischen Fall, an dem sich hitzige weltanschauliche Diskussionen entzündeten. Auf dem Spiel stand nun nicht mehr allein Ähnlichkeit, sondern Verwandtschaft, und damit natürlich auch die Autorität der christlichen Doktrin, die auf der Vorstellung einer göttlich geschaffenen und anthropozentrisch geordneten Schöpfung beharrte: Während Darwins Weggefährte Thomas Henry Huxley schon 1860 in der berühmten Auseinandersetzung mit Bischof Samuel Wilberforce ausgerufen hatte, er stamme lieber von einem Affen ab als von einem Mann, der seinen Einfluß mißbrauche, um wissenschaftliche Debatten zu manipulieren, mobilisierte Benjamin Disraeli vier Jahre später noch einmal die traditionelle Vorstellung der „chain of being“, um die Vorstellung einer evolutionären Kontinuität von Mensch und Tier abzuwehren: „The question is this: is man an ape or an angel? My Lord, I am on the side of the angels.“

Solche Auseinandersetzungen zeigen, daß die Figur des Affen im Europa und Nordamerika des späteren 19. Jahrhunderts zum Symbol eines wissenschaftlichen und weltanschaulichen Konflikts wurde, der die Gesellschaft zutiefst verunsicherte. Ich möchte nun zwei Möglichkeiten skizzieren, mit diesem

Symbol umzugehen. Dabei unterscheide ich gerade nicht, wie Huxley und seine Gegner, zwischen „Affen-Freunden“ und „Affen-Gegnern“, zwischen pro und contra Evolutionstheorie. Mich interessieren vielmehr zwei grundlegendere Perspektiven auf die Figur des Affen: auf der einen Seite nämlich der Versuch, die Komplexität dieser Figur zu reduzieren; auf der anderen Seite aber die Möglichkeit, diese Komplexität zuzulassen oder gar auszuspielen. Die erste dieser beiden Tendenzen ist nicht erst bei Befürwortern und Gegnern von Darwins Theorien zu beobachten. Schon im 18. Jahrhundert war versucht worden, in diesem Fall dem Orang Utan eine eindeutige Bedeutung zuzuschreiben, indem man ihn entweder dämonisierte oder idealisierte: Während der englische Plantagenbesitzer Edward Long den Orang anführte, um die hemmungslose Sexualität und Unzivilisierbarkeit schwarzer Sklaven zu suggerieren, stellten Rousseau und der schottische Lord Monboddo diesen Affen als einen edlen Wilden dar, der womöglich zu klug war, um sich der menschlichen Zivilisation anzunähern. In ganz ähnlicher Weise unterscheidet auch Darwin in seinem zweiten Hauptwerk *The Descent of Man* (1871) zwischen bösen und guten potentiellen engsten Verwandten des weißen Menschen: „The main conclusion arrived at in this work, namely, that man is descended from some lowly organised form, will, I regret to think, be distasteful to many. But there can hardly be a doubt that we are descended from barbarians. (...) For my own part I would as soon be descended from that heroic little monkey, who braved his dreaded enemy in order to save the life of his keeper, or from that old baboon, who descending from the mountains, carried away in triumph his young comrade from a crowd of astonished dogs – as from a savage who delights to torture his enemies, offers up bloody sacrifices, practices infanticide without remorse, treats his wives like slaves, knows no decency, and is haunted by the grossest superstitions.“

Darwin benutzt in dieser Passage literarische Strategien im Sinne einer rhetorischen Kompensationsmaßnahme. Um seine Leser mit der schockierenden Einsicht zu versöhnen, daß sie nicht von Gott geschaffen wurden, sondern von einem ‚niederen Lebewesen‘ abstammen, idealisiert er seine Affen auf Kosten der im Gegenzug dämonisierten menschlichen Wilden: Während die Tiere mit Hilfe kleiner romantisch-heroischer Erzählungen vermenschlicht und individualisiert werden, erscheinen die Menschen als abwertend klassifizierte Objekte einer nüchternen Aufzählung.

Mit Hilfe einer narrativen Sympathienlenkung entwirft Darwin klare Verwandtschaftsverhältnisse, in denen der Affe eine eindeutig positive Rolle spielen kann. In den ab 1800 vermehrt auftretenden literarischen Affen-Erzählungen, auf die ich nun endlich zu sprechen komme, wird hingegen eine

solche Herstellung von Eindeutigkeit gerade nicht immer erreicht bzw. gar nicht erst angestrebt. Diese Erzählungen nehmen es sich vielmehr gerade heraus, die Affen als komplexe und mehrdeutige Figuren zu inszenieren. Dies geschieht in manchen Texten eher zögerlich und punktuell, während in anderen Erzählungen auch die Form dieser Texte durch die Ambivalenz der Affen-Figur nachhaltig destabilisiert wird.

Beginnen wir mit einer der bekanntesten Affen-Erzählungen des 19. Jahrhunderts, mit Edgar Allan Poes Kriminal-Geschichte „The Murders in the Rue Morgue“ aus dem Jahr 1841. Poe führt in dieser Erzählung seinen Meisterdetektiv Dupin ein; einen ähnlich übermenschlich begabten Ermittler wie dessen berühmter Nachfolger Sherlock Holmes, der einige Jahrzehnte später auf die literarische Bühne treten sollte. Der Fall, der in dieser Geschichte aufgeklärt werden soll, ist folgender: Zwei alleinstehende Frauen sind in einer Pariser Wohnung brutal ermordet worden; man hat ihnen die Kehle durchtrennt; Haare ausgerissen und eine der beiden anschließend in den Kamin gestopft. Am Tatort liegen Wertgegenstände und ein blutiges Rasiermesser; die Tür des Schlafzimmers ist von innen verschlossen. Zunächst läßt sich nur ermitteln, daß die Schreie der Opfer und eine männliche Stimme gehört wurden, die jedoch keiner der Zeugen einer Nationalität zuordnen kann: Alle glauben eine Sprache gehört zu haben, die ihnen unbekannt ist. Während die Polizei im Dunkeln tappt, gelingt Dupin schließlich die Rekonstruktion der Ereignisse: Ein Seemann hatte sich aus Borneo einen Orang Utan mitgebracht und in sein Hotelzimmer gesperrt; dem Tier gelang jedoch die Flucht. Der Affe kletterte ins Schlafzimmer der beiden Frauen und ahmte dort nach, was er bei seinem Herrn bei der Morgen-Toilette vor dem Spiegel beobachtet hatte: Als die Frauen sich aber weigerten, sich mit dem Messer des Seemanns rasieren zu lassen, geriet das Tier in Wut und tötete seine Opfer.

Nun sind Poes Erzählungen immer wieder gern als Produkte eines alkoholvernebelten Geistes abgetan worden. Liest man diese Detektiv-Geschichte aber im Kontext der Konflikte, die zum amerikanischen Bürgerkrieg führen sollten, so dramatisiert sie die rassistischen Projektionen und Schuldkomplexe einer Gesellschaft, die sich angesichts der Praxis der Sklaverei zu spalten drohte. Die Phantasien, die Poes Erzählung antreiben, sind also nicht rein privater, sondern kollektiver Natur, und in ihnen verbinden sich politische und sexuelle Aspekte. So greift Poe mit dem Affen, der das Rasieren erlernt hat, ein ganz spezifisches Motiv rassistischer Propaganda auf. Zur Entstehungszeit dieser Erzählung lassen sich nämlich Darstellungen von Affen finden, die als Barbieri kostümiert sind und als Reaktion auf die Tatsache gedeutet werden können, daß immer häufiger ehemalige Sklaven als Friseure

eine eigene Existenz aufbauten und damit für manchen weißen Beobachter ein bedrohliches Potential an ökonomischer und sozialer Mobilität repräsentierten. Poe nimmt diese reaktionären Karikaturen sozusagen wörtlich: Er zeigt nicht schwarze Barbieri, die wie Affen aussehen, sondern einen Affen, der das Rasieren erlernt hat und dieses mit fatalen Folgen praktiziert. Zudem wird der Orang Utan in dieser Geschichte auch zur Hauptfigur einer sexuellen Phantasie gemacht: Als geheimnisvoller Besucher der beiden Damen im Nachtgewand steht er nämlich auch für all jene exotischen Fremden, denen aus rassistischer Perspektive gern nachgesagt wird, daß sie „unsere“ weißen Frauen sexuell bedrohen und vielleicht sogar verführen könnten.

Das Verbrechen, das Poes Affe begeht, läßt sich vor diesem Hintergrund als eine Schlüsselszene lesen, in der jene politischen und sexuellen Grenzen überschritten werden, durch die eine sklavenhaltende Gesellschaft sich konstituiert. Die entscheidende Frage ist nun aber, wie in der Erzählung mit dieser Szene umgegangen wird. Dabei erscheinen mir zwei Aspekte wichtig. Zum einen funktioniert diese Geschichte ein bißchen wie eine „peep show“: Weil so viele Zeugen vernommen werden und man sich das Verbrechen ständig neu zu vergegenwärtigen versucht, wird das bedrohliche Geschehen immer wieder aus einer Perspektive durchgespielt, aus der Dupin und seine männlichen Helfer wie Voyeure in das geschlossene Schlafzimmer hineinzublicken versuchen, in dem womöglich ein Affe ihre heimlichen Wünsche stellvertretend ausagiert. Am Ende aber – und das ist entscheidend für die letztendlich konservative Stoßrichtung dieses Textes – kann dieser potentielle Doppelgänger als Sündenbock bestraft werden: Der Orang Utan, der sich vorübergehend angemäßt hatte, sich wie ein Mensch aufzuführen, wird eingefangen und dem Pariser Zoo und damit jener Ordnung überantwortet, in der er keine politische oder sexuelle Unordnung mehr anrichten kann.

Wer nun einwenden möchte, daß es doch vielleicht ein bißchen an den Haaren herbeigezogen ist, Poes Detektiv-Erzählung als politisch aufgeladene Vergewaltigungsphantasie zu lesen, der läßt sich vielleicht durch die folgenden fiktiven und wahren Begebenheiten überzeugen. Poe war nämlich keineswegs der Einzige, der mit der Vorstellung einer sexuellen Konfrontation von Affenmann und Menschenfrau spielte. Schon der bereits genannte Naturforscher Tyson hatte um 1700 verbreitet, männliche Affen befriedigten ihre überdurchschnittlich entwickelten Triebe auch gern mit vorzugsweise blonden Menschenfrauen – eine Geschichte, die uns mehr als dreihundert Jahre später in einem Film namens King Kong wiederbegegnet. Ferner schlugen sowohl Rousseau als auch später noch der deutsche Biologe Ernst

Haeckel vor, durch Paarungsexperimente herauszufinden, ob Affen tatsächlich der Klasse der Menschen zuzurechnen seien.

In seinem nicht sehr beachteten Jugendwerk „*Quidquid volueris*“ führt Gustave Flaubert 1837, also noch vier Jahre bevor Poes Erzählung erschien, ein solches Experiment durch. Im Mittelpunkt dieser Erzählung steht ein siebzehnjähriger Jüngling namens Djalioh, dessen dicke Lippen, lange Zähne und „merkwürdige und wunderliche Animalität“ die Hochzeit seines Gönners Monsieur Paul zu stören droht. Dieser enthüllt seinen Gästen daraufhin, der Jüngling verdanke seine Existenz einer grausamen Wette: Anlässlich der Frage der Akademie der Wissenschaften, ob Affen und Menschen zu kreuzen wären, hat Paul während einer Brasilien-Reise eine schwarze Sklavin mit einem Orang Utan in einem Zimmer eingeschlossen, woraufhin einige Monate später Djalioh zur Welt kam. Als unglücklich brütender Außenseiter, der nie über seine Herkunft aufgeklärt wurde, verliebt der Bastard sich in Monsieur Pauls frisch angetraute Gattin Adèle. Nach zwei Jahren bricht in der von allen mißachteten Missgeburt ein barbarisches Erbe hervor: Wie ein rasendes Alpha-Männchen erschlägt Djalioh Adèles Kind und bringt sich schließlich selbst um, nachdem er die Mutter vergewaltigt und getötet hat.

Flauberts Erzählung spitzt zu, was bei Poe noch indirekter angelegt ist. Er konfrontiert uns mit einem zwar äffisch anmutenden Helden, der aber eben nicht mehr nur Tier, sondern auch Mensch ist. Dieser im Vergleich zu Poes Orang Utan viel stärker anthropomorphisierte Protagonist wird zudem noch durch die Erzählperspektive weiter vermenschlicht: Während der Affe bei Poe nur durch vermittelte und distanzierte Zeugen-Aussagen und Zeitungsberichte geschildert wird, läßt Flaubert seinen Ich-Erzähler auf die Form der erlebten Rede zurückgreifen, die es diesem und den Lesern ermöglicht, sich anteilnehmend in das Innenleben des hybriden Wesens Djalioh hineinzusetzen. Diese Erzählsituation erzeugt einen paradoxen Effekt: Obwohl Flaubert die Vergewaltigung der Menschenfrau durch das Affenwesen viel expliziter und abstoßender schildert, empfinden wir doch nicht nur Furcht, sondern auch Mitleid mit einem Täter, der uns zuvor als Opfer eines zynischen Kolonialisten ans Herz gelegt wurde. Diese weitaus vertracktere Sympathienlenkung in Flauberts Text hat sicherlich auch damit zu tun, daß diese Jugend-Erzählung einen viel eindeutigeren autobiographischen Subtext enthält als die „*Murders in the Rue Morgue*“: So hat vor allem Sartre darauf hingewiesen, daß die Erzählung von Djalioh den Künstler Flaubert als jungen Mann porträtiert. Trotz dieser Unterschiede verlassen sich aber Poe und Flaubert auf den gleichen dramaturgischen Kunstgriff: Beide treiben ihre Menschen und Affen in einen

geschlossenen Raum, in dem sich bei Poe das noch Unsagbare, bei Flaubert das schon fast schon zur Parodie Explizierte entladen kann.

Auf solche geschlossenen Räume verlassen sich auch noch die nächsten beiden Affen-Geschichten aus dem 19. Jahrhundert, die ich ihnen noch vorstellen möchte. Gleichzeitig nehmen hier aber die Konstellationen, die bei Poe und Flaubert noch relativ holzschnittartig entworfen werden, eine sehr viel rätselhaftere Form an. Mit Rudyard Kiplings Erzählung „The Mark of the Beast“ begeben wir uns zunächst einmal in einen ganz anderen kulturellen Kontext. Hier wird die Figur eines Affen nicht, wie bei Poe und Flaubert, im Zusammenhang der Sklavenwirtschaft des frühen 19. Jahrhunderts, sondern im von den Engländern kolonisierten Indien des späten 19. Jahrhunderts eingesetzt: Gleich zu Beginn des Textes berichtet nämlich der englische Ich-Erzähler, wie er nach durchzechter Silvester-Nacht mit zwei Freunden an einem Tempel des indischen Affen-Gottes Hanuman vorbeireitet. Dabei läßt sich einer seiner Begleiter, der ignorante Fleete, zu einer respektlosen Freveltat hinreißen: Er drückt seine Zigarre auf der steinernen Stirn des Affengottes aus. Dieser Übergriff wird prompt geahndet: Aus dem Inneren des Tempels nähert sich ein verkrüppelter, weißhäutiger Leprakranker, der Fleete in die Brust beißt und dabei eine schwarze Rosette hinterläßt, die an die Zeichnung eines Leopardenfells erinnert. Erst als die Freunde ihr Haus erreichen, offenbart sich die unheimliche Bedeutung der Wunde: Fleete verwandelt sich zum Entsetzen seiner Freunde in ein Raubtier, das die Pferde scheu macht, nach blutigen Lamm-Koteletts verlangt und auf nächtliche Streifzüge verschwindet. Erst als der listige Strickland, der Gefährte des Ich-Erzählers, den Lepra-Kranken einfängt und gewaltsam dazu zwingt, Fleete ein zweites Mal zu beißen, gelingt es, die Verwandlung des englischen Kolonialbeamten rückgängig zu machen.

Diese Geschichte handelt natürlich von der Angst der englischen Kolonialherren, durch den Kontakt mit den sogenannten Primitiven selbst zu einem Tier zu werden – so weit, so konventionell. Interessant ist nun aber, daß diese Regression hier nicht – wie in vielen anderen viktorianischen Texten – als Rückentwicklung zu einem äffischen Wesen, sondern zu einer Art Leopard dargestellt wird. Die Figur des Affen bietet sich dagegen in diesem Text gerade nicht als Trope an, um angebliche Primitive als tierisch anmutende Untermenschen zu stigmatisieren, denn sie wird hier ausdrücklich in einem indischen Kontext aufgerufen, und in diesem unterscheidet man zum einen nicht so kategorial hierarchisch zwischen Mensch und Tier, und zum anderen ist der Affengott Hanuman hier ein kriegerischer Volksheld, dessen Ruhm auf listigen Verwandlungskünsten und dem Einsatz verschiedener Masken und

Rollen beruht. Es verwundert daher nicht, daß im Namen dieses trickreichen Gottes jene Strafe verhängt wird, die den Engländer Fleete mit seinen eigenen Waffen zu schlagen scheint: Nachdem dieser Hanuman, auf den Lippen ein Zitat aus der Offenbarung des Neuen Testaments, zu einer heidnischen Bestie degradiert hatte, wird er selbst in eine solche verwandelt.

Bis hierher läßt sich diese Erzählung als eine erstaunlich selbstkritische Parabel auf die interkulturelle Inkompetenz der englischen Kolonialherren deuten, die viele dem immer noch als reaktionär geltenden Kipling gar nicht zutrauen würden. Im weiteren Verlauf des Textes entsteht allerdings der Eindruck, als habe der Autor Angst vor der eigenen Courage bekommen: Obwohl die Bestrafung Fleetes zunächst gerechtfertigt erscheint, wird doch anschließend alles unternommen, um die Verwandlung rückgängig zu machen. Weil Kipling aber mit Hanuman eine positive und gerade nicht ins rassistische Klischee passende Affen-Figur eingeführt hat, gelingt diese Rechtfertigung nur noch um den Preis eines Glaubwürdigkeitsverlusts: Zwar mobilisiert dieser Text noch einmal die Konstellation der Kriminal-Erzählung – der Ich-Erzähler assistiert dem listigen Ermittler als Zeuge –, aber der mysteriöse Fall wird nicht mehr aufgeklärt, und es bleiben im Bericht des Erzählers so eklatante Widersprüche und Leerstellen zurück, daß am Ende der Verdacht nicht auszuräumen ist, daß die Engländer – weil sie sich des Lepra-Kranken nur durch Foltermethoden erwehren konnten – tatsächlich längst selbst zu jenen Tieren geworden sind, als die sie die Kolonisierten so gern klassifizieren.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang noch eine letzte Geschichte erwähnen. Sie stammt wiederum von Poe und trägt den Titel „Hop-Frog“; es handelt sich um die vorletzte Erzählung, die er veröffentlicht hat, und manche halten sie für einen seiner hinterhältigsten und verstörendsten Texte. Die Geschichte wirkt zuerst einmal archaisch und eindeutig wie ein Märchen: In einer unbestimmten Vergangenheit lebte am Hof eines grausamen und ignoranten Königs ein verkrüppelter Hofnarr von affenartiger Gestalt. Als dieser aufgefordert wird, eine Lustbarkeit für den anstehenden Maskenball zu organisieren, sieht er die Gelegenheit, sich für die Mißhandlungen durch seinen Herrn zu rächen. Er überzeugt den König und seine Berater, sich als Orang Utans kostümieren zu lassen. Am Abend des Maskenballs schließt er alle Türen des Saals, fesselt die Männer in ihren Tierkostümen mit einer Kette aneinander und zieht sie am Kronleuchter empor. Dort zündet er ihre mit Teer getränkten Kostüme an, worauf sie allesamt verbrennen, bis nur noch eine schwarze, stinkende Masse von ihnen übrig ist, und macht sich mit seiner Gefährtin aus dem Staub.

Auch diese Erzählung läßt sich wie Flauberts Affen-Geschichte autobiographisch deuten: Mit seiner ästhetisch kalkulierten Rache-Inszenierung erscheint der affenartige Narr wie ein Künstler, der die Züge eines verbitterten und durch einen gnadenlosen literarischen Markt versklavten, zum Narren gehaltenen E. A. Poe trägt. Anders als Flaubert, dessen grotesker Held einen tragisch anmutenden Freitod sterben darf, hält aber Poes Erzähler seiner Hauptfigur nicht die Stange, sondern distanziert sich in der zweiten Hälfte der Erzählung von ihr. Dieser Umschwung läßt sich nicht erklären, wenn man die Erzählung lediglich als Rache-Phantasie eines frustrierten Schriftstellers liest. Er ergibt erst einen Sinn, wenn man den politischen Kontext berücksichtigt, der auch schon die Affenfigur in „The Murders in the Rue Morgue“ mitbestimmt hatte: Weil Hop-Frog die Männer in ihren Affen-Kostümen genauso aneinander kettet wie deportierte Afrikaner während des Transports und weil die Verbrennung zeitgenössische Leser an rassistische Lynch-Morde erinnern mußte, liegt es nahe, in Hop-Frog einen rebellierenden Sklaven zu sehen. Als allegorische Verkörperung eines unterdrückten Schwarzen erweist sich der äffische Narr allerdings als sehr viel gefährlicher als der reale Affe der Detektiverzählung. Hop-Frog täuscht nämlich durch seine raffinierte Inszenierung nicht allein seine Unterdrücker, sondern auch die Leser: Aufgrund der zwiespältigen Haltung des Erzählers erkennen auch wir zu spät, daß sich hinter der unterwürfigen Pose des vermeintlichen Opfers die monströse Fratze eines eiskalt planenden Täters verbirgt. Letztendlich warnt Poe mit Hilfe dieser Enthüllung davor, sich von der sentimental Rhetorik der Gegner der Sklaverei täuschen zu lassen. Diese Warnung erhält eine besondere Dringlichkeit, weil Poe seinem äffischen Protagonisten die Macht verleiht, die Figur des Affen listig und strategisch zu nutzen. Hier geht es also nicht mehr um einen Affen, der eine menschliche Waffe gebrauchen kann, sondern um einen Menschen, dem die Maske des Affen zur gefährlichsten Waffe gerät: Hop-Frog läßt sich nicht mehr zum Affen machen, sondern spielt diesen nur, damit das Affenkostüm für seine Unterdrücker zur tödlichen Falle werden kann. Diese geschickte Manipulation der Dialektik von Herr und Knecht wird am Ende zwar gerade nicht moralisch gerechtfertigt, aber dennoch auf der Handlungsebene belohnt: Im Unterschied zu anderen äffischen Helden des 19. Jahrhundert gelingt es Hop-Frog nämlich, seine Freiheit wiederzuerlangen.

Diese Freiheit mußte vielen viktorianischen Lesern noch bedrohlich erscheinen. Auf die Leser des späteren 20. Jahrhunderts hingegen, beeinflusst durch ein weitaus positiveres wissenschaftliches Bild von Menschenaffen sowie durch einen ökologischen und liberalen, wenn nicht gar politisch korrekten Zeitgeist, kann die Freiheit und Emanzipation einer Affen-Figur eigentlich

nur positiv wirken. Zu diesem Paradigmenwechsel hat natürlich ganz wesentlich eine der berühmtesten Affen-Erzählungen überhaupt beigetragen, die ich hier aber nur streifen möchte: Kafkas „Bericht für eine Akademie“ aus dem Jahr 1917, in dem nicht mehr von einem Affen erzählt wird, sondern der Affe selbst als Erzähler und begabter Redner agiert; ein Affe zudem, der in dialektisch geschulter Manier darüber räsoniert, wie Freiheit eigentlich zu definieren wäre.

Da zu Kafkas Erzählung aber schon – und das zu Recht – so viel gesagt worden ist, möchte ich Ihnen in diesem letzten Teil meines Vortrags lieber noch einige neuere Affen-Erzählungen vorstellen. Diese Texte kann man einerseits durchaus vor dem Hintergrund der meisterhaft inszenierten Ambivalenz sehen, mit der Kafka seinen ersten modernen Affen des 20. Jahrhunderts in Szene gesetzt hat. Wir sollten aber andererseits auch im Hinterkopf behalten, wie sich das Fachwissen, aber auch die populären Bilder von Affen zwischen Kafkas modernistischem Entwurf und der Vielfalt einer im weitesten Sinne postmodernen Literatur entwickelt haben. Über Tierschutz und die „Psychologie“ von Menschenaffen hatte man zu Kafkas Zeiten gerade nachzudenken begonnen; außerdem waren Forscher wie Wolfgang Köhler und Robert Yerkes damit beschäftigt, jene Disziplin zu institutionalisieren, die erst in den 1960er Jahren auf den Namen „Primatologie“ getauft wurde. Die heutige Primatologie läßt sich als ein interdisziplinäres Feld beschreiben, auf dem Verhaltensforscher und Evolutionsbiologen, Genetiker und Zoologen mit unterschiedlichen Methoden konkurrieren und zusammenarbeiten. Zudem läßt sich ein Trend zu einer verstärkten ethischen, politischen und kulturellen Selbstreflexion beobachten: Der Artenschutz und seine politischen Implikationen spielen eine immer größere Rolle; und während die Mitglieder des sogenannten „Great Ape Project“ schon vor einer Weile dazu aufgerufen haben, den großen Menschenaffen innerhalb einer spezies-übergreifenden „community of equals“ ein Recht auf Leben, den Schutz individueller Freiheit und das Verbot von Folter zu garantieren, findet sich in dem jüngsten Buch des berühmten Verhaltensforschers Frans de Waal eine Hommage an die japanische Primatologie sowie ein Plädoyer dafür, auch in der naturwissenschaftlichen Arbeit kulturspezifische Faktoren stärker zu berücksichtigen.

Die neueren Affen-Erzählungen, die auch im Kontext dieser wissenschaftlichen Entwicklungen zu betrachten sind, lassen sich nun in zwei Gruppen einteilen. Auf der einen Seite finden sich – und dafür werde ich Ihnen gleich zwei Beispiele geben – Texte, in denen sich zwar die ideologischen Vorzeichen ändern, aber an traditionellen Erzählformen festgehalten wird. In diesen Texten erscheint es einerseits weder moralisch noch politisch opportun, mit

der Figur des Affen noch rassistische Vorstellungen zu verbinden – Affen treten hier vielmehr als schützenswerte Opfer und neue Edle Wilde auf. Da man sich in diesen Texten aber andererseits an die bewährten Erzählmuster der amerikanischen und europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts hält, klingt doch zwischen den Zeilen auch immer wieder das ideologische Erbe dieser traditionellen Erzählmuster an – die Geister, die man aus den Inhalten vertrieben zu haben glaubte, schleichen sich allzu leicht über die Form wieder ein. Auf der anderen Seite sind Texte zu finden, die die Sphäre europäischer und amerikanischer Vorbilder und Konventionen verlassen. Hier finden sich Affen-Erzählungen, in denen westliche mit afrikanischen, asiatischen oder karibischen Affen-Figuren kombiniert und konfrontiert werden. Aus solchen kulturüberschreitenden Mischungen ergeben sich interessanterweise, wie ich zum Schluß noch an zwei Beispielen zeigen möchte, auch innovativere Erzählformen: Es sind häufig diese postkolonialen Texte, in denen Affen nicht durch Klischees domestiziert, sondern als verstörende und nur schwer zu klassifizierende Phänomene inszeniert werden.

Mein erstes Beispiel ist der Roman eines Autors, den sicherlich viele kennen, denn er hat auch die Vorlagen für Spielbergs Dinosaurier-Filme geliefert: Michael Crichtons Wissenschafts-Thriller *Congo* aus dem Jahr 1980. Crichton erzählt hier von einer amerikanischen Expedition nach Zentralafrika, die eine spezifische Sorte Diamanten in Ruanda aufspüren soll, weil diese für die Halbleiterproduktion der Computerindustrie genutzt werden können. Diese Expedition scheitert fast, weil die Amerikaner nicht nur von Kannibalen, sondern auch von einer unbekannten Spezies extrem aggressiver grauer Gorillas angegriffen werden. Um die Expedition zu retten, ohne die Aufmerksamkeit konkurrierender Unternehmen auf sich zu ziehen, haben die Diamanten-Jäger – sozusagen als Cover – einen Primatenforscher und sein in Amerika aufgewachsenes Gorilla-Weibchen Amy mit an Bord genommen, die in Afrika ihre psychischen Traumata – kein postmoderner Gorilla bleibt von der Psychoanalyse verschont – aufarbeiten soll. Als die Rettungsmannschaft wieder von den teuflischen grauen Affen attackiert wird, erweist sich, daß Amys Erziehung nicht umsonst war: Sie zeigt nämlich nicht nur einen Hang zu Lippenstift und alkoholischen Getränken, sondern kann, da sie die amerikanische Gebärdensprache gelernt hat, im entscheidenden Moment zur Übersetzerin zwischen Mensch und Tier werden und die barbarischen Gorillas durch deren auf Tonband aufgenommene Schreie in die Flucht schlagen. In dieser Schlüsselszene des Romans kommt es zu einer interessanten Konfusion: Amy muß nämlich entdecken, daß sie den unbekannten und noch nicht klassifizierten, aber offensichtlich sehr intelligenten grauen Gorillas sehr ähnlich ist. Dies verursacht einen Loyalitätskonflikt und bringt die anthropo-

logischen und ideologischen Grenzziehungen der Erzählung vorübergehend ins Wanken. Gleichzeitig wird dieser Moment von Instabilität aber dadurch eingedämmt, daß sich die Konfusion allein auf das Tierreich beschränkt. Obwohl der Text Crichtons also mit der Figur Amys zunächst die Artengrenze zu verwischen scheint, werden andere Grenzen dann doch wieder sehr eindeutig gezogen: Die Amerikaner erhalten nämlich gar nicht erst die Gelegenheit, sich in dem Eingeborenen-Stamm der Kigani zu spiegeln; stattdessen werden die Afrikaner einfach so stark dämonisiert, daß die imperialistische Mission der Diamanten-Jäger relativ leicht gerechtfertigt werden kann. Hinter der progressiven Fassade des Romans, der die Tierschutz-Debatte sozusagen als fortschrittliches Feigenblatt benutzt, bewährt sich damit letztendlich eine neo-kolonialistische Ideologie, die deutlich an die imperialistischen Afrika-Romane des 19. Jahrhunderts und auch an Burroughs Tarzan-Serie erinnert: Auch in Crichtons nur scheinbar aufgeklärtem Primaten-Thriller muß nämlich wieder einmal das Tabu des Kannibalismus bemüht werden, damit Afrika noch als jenes Herz der Finsternis präsentiert werden kann, das am besten von Amerikanern zivilisiert werden sollte.

Mein nächstes Beispiel, Peter Goldsworthys Roman *Wish* (1995), dramatisiert ähnliche wissenschaftliche Themen wie Crichtons *Congo*. Tierschutz und Sprachexperimente mit Menschenaffen fungieren hier allerdings nicht als progressives Alibi einer reaktionären Abenteuergeschichte, sondern werden kontroverser und radikaler fiktionalisiert. Die Handlung ist schnell erzählt: Ein geschiedener und melancholischer Lehrer für Gebärdensprache wird von einem prominenten Primatologen und seiner in der Tierschutzbewegung engagierten Frau angeheuert, um einem Gorilla-Weibchen namens „Wish“ – daher der Titel des Romans – Unterricht in der amerikanischen Gebärdensprache zu erteilen. Er verliebt sich in seine Schülerin und muß herausfinden, daß ihr berühmter Mentor mit einer Gruppe skrupelloser Verhaltensforscher kollaboriert, die daran arbeiten, Menschenaffen als billige Arbeitskräfte abzurichten. Nachdem die Affäre des Lehrers und seiner Gorilla-Freundin aufgefliegen ist, wird sie ihm entzogen und stirbt schließlich an den Folgen einer chirurgischen Manipulation ihrer Hirn-Region.

Goldsworthy scheut keine Tabus, um die sexuellen und politischen Komplikationen der in seinem Roman geschilderten Liaisons von Menschen und Menschenaffen gehörig zuzuspitzen. Dies gilt natürlich besonders für die wirklich anrührende Liebesgeschichte, die in diesem Roman erzählt wird: Wie bei Crichton wird auch hier die im 19. Jahrhundert dominierende Konstellation von Affenmann und Menschenfrau zu einer Romanze zwischen Menschenmann und Affenfrau verkehrt; während aber in *Congo* eine sol-

che spezies-überschreitende Liebe nur dezent angedeutet wird, geht es bei Goldsworthy explizit zur Sache. Die skandalöse Romanze hat allerdings auch fatale Folgen. Nachdem der Lehrer nämlich Wish seine Liebe gestanden hat, bietet sich ihm ein schreckliches Bild: Das Gorilla-Weibchen hat sich, um ihrem allzu menschlichen Selbstbild zu genügen, mit einem Rasiermesser ihr Fell abgeschoren und ihren nun kahlen, von Schnittwunden übersäten Körper nur notdürftig mit Heftpflaster versorgt. Diese Szene spielt natürlich auf das zentrale Rasur-Motiv in Poes Detektiv-Geschichte an, aber ihre Bedeutung wird hier diametral verkehrt: Während Poe seinen rasierenden Orang Utan als brutalen Täter präsentierte, ist Goldsworthys Gorilla-Weibchen zu einem Opfer geworden, das sich selbst verstümmelt. Diese Opfer-Motivik wird am Ende des Romans noch weitergetrieben. Nachdem der Leichnam Wishes nämlich in der Verbrennungsanlage für Bio-Abfälle des Krankenhauses entsorgt worden ist, meint ihr trauernder Geliebter in dem Rauch, der aus dem Schornstein steigt, das Zeichen ihres Namens zu erkennen – ein gewagtes Bild, das auf befremdliche Weise daran erinnert, daß von radikalen Tierschützern immer wieder Analogien zwischen Schlachthöfen und Konzentrationslagern, zwischen jüdischen und tierischen Opfern hergestellt worden sind.

Was Goldsworthys Roman davor bewahrt, zu einem allzu bewußt schockierenden Melodrama zu geraten, ist die Erzählweise dieser Primaten-Romanze. Während Crichton die wissenschaftliche Thematik nämlich dazu benutzt, um seine realistischen Effekte durch Verweise auf nur scheinbar authentische Quellen zu verstärken, nutzt Goldsworthy das Problem der Sprachexperimente mit Menschenaffen auch als Aufhänger für poetologische und sprachphilosophische Reflexionen. Diese eröffnen sich bereits, wenn die menschlichen Stiefeltern des Gorilla-Weibchens darüber debattieren, ob das Wesen dieses Tieres eher durch Chomskys Sprachtheorie oder durch Gedichte zu begreifen sei. Sie erfassen aber auch die Form des Romans, wenn der Sprachlehrer, der als Ich-Erzähler fungiert, seinen Bericht nicht mit einem Wort, sondern mit einem im Romantext abgebildeten Zeichen aus der Gebärdensprache beginnt und durch weitere abgebildete Gebärden-Zeichen die Frage provoziert, ob nicht jene ‚Körpersprache‘, die in diesem Text Menschenmann und Affenfrau verbindet, auch neue kommunikative Möglichkeiten zwischen Erzähler und Leser eröffnen könnte.

Lassen Sie mich nun zum Schluß noch kurz zwei Texte anführen, die zu jenen formal besonders interessanten Affen-Geschichten gehören, die im Bereich der postkolonialen Literatur entstanden sind. Im September des Jahres 2000 wurde in Deutschland eine Aufführung der südafrikanischen „Handspring Puppet Company“ mit dem Titel „The Chimp Project“ gezeigt.

In dieser Performance wurde eine relativ haarsträubende Geschichte erzählt: Die Primatologin Sonya kommt in ein afrikanisches Dorf zurück, um dort nach einer Schimpansin namens Lisa zu suchen, die sie vor fünf Jahren im Auswilderungs-Camp ihres Kollegen Tadashi zurückgelassen hatte. Diese Schimpansin erscheint durch und durch zivilisiert, und sie ist eine begabte Schauspielerin: Sie raucht, liebt das Fernsehen und kann in Zeichensprache flüssig kommunizieren. Tadashi will Lisa zunächst nicht aufnehmen, weil er das Sprachtraining von Menschenaffen für eine anthropomorphisierende Projektion hält, die die Tiere ihrer natürlichen Umgebung entfremdet. Sobald er aber Lisas Fähigkeiten und ihr evolutionäres Potential erkennt, ändert er seine Meinung. Als das Camp von einer Gruppe aggressiver wilder Schimpansen zerstört wird, kommt es zu einer dramatischen Entwicklung: Tadashi glaubt, daß die afrikanischen Dorfbewohner die Täter waren und flieht mit der Schimpansin Lisa, die seine Geliebte geworden ist. Fünf Jahre später findet die Primatologin ihren ehemaligen Schützling mit einem Jungen, das auch schon die Zeichensprache beherrscht. Als Lisa ihre Mentorin erkennt, teilt sie ihr mit, daß sie und Tadashi eine neue, sprachbegabte Schimpansenart gezeugt hätten.

In dieser Handlung vermischen sich wissenschaftliche Spekulation, politische Kritik und Tabu-Brüche: Verhandelt werden sowohl das Problem, die indigene Bevölkerung für Tierschutz-Projekte zu gewinnen, sowie die altbekannte Faszination angesichts der Möglichkeit, durch sexuelle Kontakte die Arten-Grenze zu überwinden. Die in dieser Inszenierung ausgespielte Lust daran, Widersprüche auszureizen und Grenzen zu verwischen zeigt sich aber am eindrucksvollsten in der Form der Aufführung. In dieser zeigt sich, daß die südafrikanischen Puppenspieler anders als z. B. Crichton oder Goldsworthy gar nicht erst versuchen, ihre „science fiction“ realistisch zu verkleiden. Anders auch als viele neuere Affen-Filme setzen sie nicht auf Computer-Animationen oder auf trainierte Tier-Schauspieler, sondern auf Illusionsbrechung und Brechtsche Verfremdungseffekte, die an afrikanische Rituale anschließen: Die Zuschauer sehen nicht nur die stark stilisierten Affen-Marionetten, sondern auch die Puppenspieler, die diese Puppen führen. Diese Strategie ist nun keinesfalls ein ästhetischer Selbstzweck, sondern sie hat sowohl wissenschaftskritische als auch politische Implikationen. Das Zusammenspiel von menschlichen Puppenspielern und tierischen Puppen läßt uns nämlich darüber nachdenken, ob wir nicht immer, wenn wir Tiere darzustellen versuchen, diese wie unsere Puppen tanzen lassen; und weil in dieser Aufführung schwarze und weiße Puppenspieler zusammenarbeiten, werden wir daran erinnert, daß auch jene, die wie Poes Hop-Frog immer wieder mit

Affen verglichen worden sind, längst gelernt haben, mit der Maske des Affen zu spielen.

Dieser befreiende Aspekt des Theatralischen, des Rollenwechsels und der Metamorphose spielt auch in dem letzten Text eine große Rolle, den ich Ihnen heute abend noch empfehlen möchte. Es handelt sich hier wiederum um einen Roman und wir kehren mit diesem Buch in gewisser Weise zu jenen chinesischen Affen zurück, mit denen ich begonnen hatte: Unter dem Titel *Tripmaster Monkey* (1987) erzählt die chinesisch-amerikanische Autorin Maxine Hong Kingston nämlich davon, wie ein Literaturstudent und kalifornischer Hippie, dessen chinesische Eltern vor vier Generationen in die USA eingewandert waren, sich erst dadurch eine amerikanische Identität zu geben vermag, daß er das chinesische Epos vom Affenkönig auf die Bühne bringt. Dieser Monkey King erinnert ein bißchen an einen komischen kleinen Bruder jenes indischen Affen-Gottes Hanuman, den wir schon bei Kipling angetroffen haben, und er bildet für den Helden dieses Romans die entscheidende Identifikationsfigur: Weil der Monkey nämlich über die Kunst der 72 Verwandlungen verfügt, ermöglicht er es dem Protagonisten, sich aus den rassistischen Klischees der amerikanischen Gesellschaft zu befreien, denn dieser kann sich nun wie sein episches Vorbild – und dies ist ja eigentlich auch ein ur-amerikanisches Motiv – in immer wieder wechselnden Gestalten neu erfinden. Der Sohn chinesischer Einwanderer wird somit gerade dadurch ein selbstbewußter Amerikaner, daß er dem Exotismus des Westens eine chinesische Tradition entgegensetzt.

Dies bedeutet nun aber gerade nicht, daß dieser Roman für ein naives „back to the roots“ plädierte. Zwar werden in dieser Bildungsgeschichte, die eher wie ein LSD-Trip erzählt ist, immer wieder King Kong und der Monkey King, die diskriminierende Stereotypen des Hollywood-Kinos und die befreiende Kraft des chinesischen Theaters gegenübergestellt. Der Roman ist aber gleichzeitig auch eine Liebeserklärung an die keinesfalls nur chinesische Literatur: So identifiziert sich der Protagonist nicht nur mit dem Affenkönig, sondern auch mit Rilkes Malte Laurids Brigge; sein Vorname ehrt den amerikanischen Dichter Walt Whitman, und in seinen zum Gedankenstrom montierten Reflexionen geben sich Shakespeare und Beckett, Jack Kerouac und Langston Hughes quasi die Klinke in die Hand. Dieser Roman liest sich, wenn man sich drauf einlässt, wie eine wilde Enzyklopädie östlicher und westlicher Affen-Bilder. Sein letztes Kapitel kehrt aber – und darauf hat interessanterweise noch kein Kritiker hingewiesen – zu einem europäischen Meister zurück. Auf einen ersten Blick scheint der Held des Buches hier in einem sarkastischen Monolog die Mitglieder jener Akademie anzusprechen,

die jedes Jahr die Oscars für die besten Filme vergeben. Schaut man aber genauer hin, so hat auch hier, wie in so vielen Affen-Erzählungen des 20. Jahrhunderts, Kafkas Rotpeter Pate gestanden, der schon 1917 den Mitgliedern einer Akademie vorführte, daß die interessanten Affen jene sind, die uns zwar einerseits seltsam bekannt vorkommen, uns aber andererseits in literarische Maskenspiele verwickeln, in denen wohlbekannte Deutungsmuster durchkreuzt werden. Auch zu dieser Affen-Geschichte noch einmal zurückzukehren, kann ich Ihnen heute abend nur wärmstens empfehlen.

Zur weiteren Lektüre empfohlen

Baratay, Eric / Elisabeth Hardouin-Fugier: Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark. Berlin 2000.

Cavalieri, Paola / Peter Singer, (Hrsg.): The Great Ape Project. Equality Beyond Humanity. London 1993.

Corbey, Raymond / Bert Theunissen, (Hrsg.): Ape, Man, Apeman. Changing Views Since 1600. Leiden 1995.

Crichton, Michael: Congo. London 1993.

Darwin, Charles: The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex (1871). Princeton 1981.

Flaubert, Gustave: „Quidquid volueris“. In: G. F. Jugendwerke. Erste Erzählungen. Zürich 1980.

Goldsworthy, Peter.: Wish. Sydney: 1995.

Haraway, Donna: Primate Visions. Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science. New York, London: 1989.

Janson, Horst Woldemar: Apes and Ape Lore in the Middle Ages and the Renaissance. London: 1952.

Kafka, Franz. „Ein Bericht für eine Akademie“ (1917). In: F. K. Erzählungen. Hrsg. v. Max Brod. Frankfurt/M.: 1983.

Kingston, Maxine Hong: Tripmaster Monkey. His Fake Book. New York: 1987.

Kipling, Rudyard: „The Mark of the Beast“. In: R. K. Life's Handicap. Being Stories of Mine Own People. London: 1911.

Malik, Kenan: Man, Beast and Zombie. What Science Can and Cannot Tell us about Human Nature. London: 2000.

Poe, Edgar Allan: „The Murders in the Rue Morgue“, „Hop-Frog“. In: E. A. P., The Complete Works of E. A. Poe (Virginia Edition). New York: 1965 .

Schiebinger, Londa: Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science. Boston: 1993.

Thomas, Keith: Man and the Natural World. London: 1983.

Prof. Dr. Klaus Fitschen

Bruder Esel: Eine Safari durch die christliche Tiersymbolik in Antike und Mittelalter

„Der Psalmendichter sagt: ‚Und mein Horn wird erhöht werden wie das eines Einhorns.‘ – Der Physiologus sagte über das Einhorn, dass es eine solche Natur habe: Es ist ein kleines Tier und ähnelt einem Böcklein, ist aber sehr wild. Ein Jäger kann sich ihm nicht nähern, weil es sehr auf der Hut ist. Es hat aber ein einzelnes Horn mitten auf seinem Kopf. Wie jagt man es also? Man wirft ihm eine reine, hübsch ausgestaffte Jungfrau vor, und dann springt es ihr auf den Schoß, und die Jungfrau nährt das Tier und bringt es in den Palast zum Kaiser. – Das Tier wird nun im übertragenen Sinne gedeutet auf das Bild unseres Erlösers. [Denn es heißt:] ‚Er erweckte ein Horn im Hause Davids, unseres Vaters‘, und es ist für uns zum Horn des Heiles geworden. Engel und Mächte konnten es nicht überwältigen, sondern es nahm Wohnung im Bauch der wahrhaft reinen Jungfrau Maria, der Gottesgebärerin, und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“.

Dieses Kapitel aus dem so genannten *Physiologus* führt mitten hinein in das Thema der christlichen Tiersymbolik. Es ist dabei angebracht, sich stärker auf die Antike als auf das Mittelalter zu konzentrieren, denn der *Physiologus* ist in der Antike entstanden, er hat aber von dort aus weit hinein in das Mittelalter ausgestrahlt. Es handelt sich um das für die Tiersymbolik des ersten Jahrtausends grundlegende Buch, das gleich noch eigens vorzustellen ist. Zuerst aber lohnt es sich, noch einmal auf das Kapitel über das Einhorn zurückzublicken und einige grundsätzliche Beobachtungen zu machen: Zum einen ist das Einhorn ein Fabelwesen. Es ist schon in vorchristlicher Zeit erfunden worden und wird im *Physiologus* mit christlichen Deutungen befrachtet. Nun sind zwar nicht alle Tiere, die für eine christliche Deutung brauchbar schienen, solche Fabelwesen, doch lässt sich daraus ersehen, dass die antike, vorchristliche wie christliche Tierwelt von einer größeren Artenvielfalt geprägt war als die heutige. Eine Safari in diese Tierwelt erfordert dementsprechend auch andere „Fangmethoden“. Schon das Einhorn entzieht

sich ja sowohl den Jägern wie den übel gelaunten Engeln. Nur eine reine Jungfrau kann es fangen. Auf der Jagd nach den symbolisch zu verstehenden Tieren tritt der moderne Betrachter also ein in eine Welt, in der das übliche Erkenntnisinstrumentarium versagt – eine Welt zwar, in der immer auch die naturkundliche Neugier ihren Platz hat, vor allem aber eine Welt, in der es um besondere, tiefergehende, religiöse Erkenntnisse geht, die diese Tiere vermitteln. Das Einhorn steht für den Erlöser, Jesus Christus, und die reine Jungfrau für Maria. Man stößt also gleich auf eine Weihnachtsgeschichte: Das Horn des Heiles, so die etwas gewunden-gewagte Interpretation, nahm Wohnung im Bauch der Jungfrau Maria und wurde Fleisch, also Mensch. Dabei fällt auch einer unbefangenen Leserin oder einem unbefangenen Hörer auf, dass die Bibelstellen geradezu nachgetragen wirken. So wird das Kapitel ja auch durch ein Zitat aus den Psalmen eingeleitet, das die eigentliche Überschrift des Textes darstellt. Dieses Vorgehen ist aber für den *Physiologus* ganz typisch: Die Phantasie, die aus der Symbolik gern das Ihre macht, wird durch eine Interpretation in engere Bahnen geführt, und das Verständnis wird in eine eindeutige Richtung gelenkt. Das lässt sich an anderer Stelle noch deutlicher zeigen. Im übrigen verweisen die Stichwörter „rein“ und „Jungfrau“ schon darauf, worum es in vielen Kapiteln des *Physiologus* geht: nämlich um Askese, also um Enthaltsamkeit, die hier als Ur- und Vorbild christlichen Lebens dargestellt wird.

I. Wer war und was ist der *Physiologus*?

Eine erste Antwort auf die Verfasserfrage gibt das eingangs zitierte Kapitel. Hier heißt es ja: „Der Physiologus sagte über das Einhorn“, das Büchlein, das gemeinhin selbst *Physiologus* heißt, zitiert also wiederum eine Autorität mit dem gleichen Namen *Physiologus*, was zu Deutsch etwa „der Naturkundige“ heißt. Das Buch, das man heute in Händen hat, hat also ganz offensichtlich eine komplexere Vorgeschichte, die gänzlich zu entschlüsseln aber unmöglich ist. Es baut jedenfalls auf älterem Material und übertragenen Deutungen auf und bedient sich aus den naturkundlichen Werken der Antike, die auch schon und immer wieder von Fabelwesen raunen. Entscheidend für den *Physiologus* ist offensichtlich der geistliche und moralische Nutzwert. Das hatte er mit dem viel älteren Äsop gemein, dessen Tierfabeln mit ihrer moralischen Deutung, etwa die vom Fuchs und den sauren Trauben, noch heute nachwirken. Dass Tieren auch im christlichen Kontext im übertragenen Sinne eine Bedeutung zugemessen wurde, dürfte auch damit zu tun haben, dass dies schon in der Bibel der Fall war. Die Schlange etwa verkörperte in der

Geschichte vom Sündenfall die Versuchung. Andererseits gilt sie als Sinnbild der Klugheit, wenn Jesus nach dem Matthäusevangelium sagt: „Seid klug wie die Schlangen“ (Kap. 10, Vers 16). Obwohl der *Physiologus* hier und da an biblische Tierdeutungen anknüpft, bezieht er sich doch viel mehr auf die gemeinantike und auch nichtchristliche Literatur, und dies möglicherweise auch, um an schon gängige Vorstellungen zu appellieren, sie christlich neu zu deuten und damit auch auf die Einwurzelung des Christentums in der antiken Kultur hinzuweisen. Der Autor des *Physiologus* hatte sich für sein Projekt auf eine geistige Safari begeben und unter den Tieren solche ausgewählt, die bereits symbolisch gedeutet wurden oder einer solchen symbolischen Deutung offenstanden. Der Autor des Büchleins brachte diese Deutungen in eine eindeutig christliche Richtung und untermauerte sie, wie gesehen, mit Bibelzitate. Der Verfasser ist also ein Christ gewesen und lebte in einem Umfeld, in dem ihm sowohl ältere Literatur zur Verfügung stand wie auch eine christliche Gemeinde, die er in seinem Sinne belehren konnte.

Wann und wo ist das Buch also entstanden? Das Werk zählt zu den ältesten Schriften der christlichen Literatur, es dürfte noch vor dem Jahr 200 in Alexandria geschrieben worden sein – in jener antiken Metropole also, die das Zentrum der Gelehrsamkeit und Bildung dieser Zeit war. Das Christentum war intellektuell hier um diese Zeit schon recht präsent, auch wenn es der Zahl seiner Anhängerinnen und Anhänger nach eine Randgruppe war. In Alexandria entwickelte sich zu dieser Zeit aus jüdischen Wurzeln die Methode, die Bibel im übertragenen Sinne auszulegen, hinter jedem Wort also einen tieferen, spirituellen Sinn zu vermuten. So hatte jedes Wort und jedes Ding und eben auch jedes Tier Verweischarakter. Der Meister in dieser Technik wurde der alexandrinische Theologe Origenes in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Ihm ging aber zur Entstehungszeit des *Physiologus* schon ein anderer Theologe mit Namen Clemens voraus.

Dass die wissenschaftliche Disziplin der Kirchengeschichte den *Physiologus* meistens vernachlässigt, ist kaum nachzuvollziehen. Dieser ist nämlich eben nicht nur ein Lehrbuch der Naturkunde, sondern auch eines des rechten christlichen Lebens, so wie man es jedenfalls in dieser Zeit als Ideal auffasste. Auch für die Geschichte der christlichen Lehre von Gott und Jesus Christus bietet es einige interessante Anhaltspunkte. In der weiteren Überlieferung ist der *Physiologus* immer wieder ergänzt und auch in viele Sprachen übersetzt worden. Durch die Übersetzung ins Lateinische wurde das Werk auch im westlichen Mittelalter viel gelesen, und durch Übersetzungen in die Volkssprachen wurde es noch weiter popularisiert. Im Mittelalter bildete es dann zusammen mit anderer antiker Literatur den Grundstoff für Handbücher

der Tierkunde, die so genannten Bestiarien. Diese waren aber wiederum nicht allein naturkundlich ausgerichtet, sondern hatten einen umfassenderen, lebens- und glaubenskundlichen Anspruch.

II. Die prominentesten Symboltiere

Das bereits erwähnte Einhorn gehört schon zu den prominentesten Tieren des *Physiologus*. Es begegnet uns bis heute in der Welt der Fantasy-Geschichten und der Esoterik. In Büchern und auch in Filmen wie „Das letzte Einhorn“ spielt das Einhorn seine Rolle, wobei die Jungfrau Maria zur Elfe mutiert und der ehemals christliche Sinngehalt vergessen oder klar verleugnet wird, indem man von einem „archaischen“ Symbol spricht, dessen literarische Erschaffung und christliche Verortung sich dann jeder historischen Erforschung entziehen. Handfester ist die Existenz von Einhorn-Apotheken, von denen es fast in jeder größeren Stadt und auch in Leipzig eine gibt. Tatsächlich meinte man im Mittelalter und auch in der Neuzeit, Hörner des Einhorns gefunden zu haben – dies waren dann meist die langen und seltsam gedrehten Stoßzähne des Narwals, die die Darstellung der Einhorn-Hörner auch beeinflusst haben. Diese „Hörner“ galten in pulverisierter Form als Medizin. Dabei ging die symbolische Deutung des Einhorns auf Christus hin weitgehend verloren.

Zur bis heute bekannten Prominenz des *Physiologus* gehört auch der Vogel Phönix: Wie Phönix aus der Asche kann man noch heute auferstehen. Aber auch ohne jede Deutung ist der Name populär: Phönix heißen eine Reifenfirma, ein Fernsehsender und eine Stadt in Arizona. Im *Physiologus* wird der Symbolgehalt des Vogels so gedeutet: „Es gibt einen Vogel in Indien, der Phönix heißt. Alle 500 Jahre kommt er zu den Bäumen des Libanon, und er füllt seine Flügel mit Aromen und zeigt das dem Priester von Heliopolis an. [...] Ist es dem Priester angezeigt, geht er hin und häuft auf dem Altar Holz von Reben auf. Der Vogel aber kommt nach Heliopolis, voll von den Aromen, und er steigt auf den Altar, entzündet für sich selbst das Feuer und verbrennt sich. Am nächsten Tag aber sucht der Priester den Altar ab und findet einen Wurm in der Asche. Am zweiten Tag findet er ihn als Jungvogel, und am dritten Tag findet er ihn als ausgewachsenen Vogel. Dann sagt der dem Priester auf Wiedersehen und kehrt an seinen Heimatort zurück.“ Diese schon vorchristliche Geschichte ist schon sehr früh, nämlich erstmalig am Ende des 1. Jahrhunderts im sogenannten I. Clemensbrief, auf die Auferstehung Jesu gedeutet worden. Die Deutung des *Physiologus* ist etwas unverbindlicher und zielt nur indirekt auf die Auferstehung, wenn es heißt, der Phönix habe

Macht, sich zu töten und selbst wieder lebendig zu machen. Auch wenn die christliche Kunst den Phönix als Sinnbild der Auferstehung gern genutzt hat, zielt der *Physiologus* eigentlich doch auf etwas anderes, nämlich auf das Gebet und die christliche Ethik: „Der Phönix übernimmt das Bild unseres Erlösers, kam er doch vom Himmel und entfaltete seine beiden Flügel und brachte sie mit voll von Wohlgeruch, das heißt voll von tugendhaften himmlischen Worten, damit auch wir im Gebet unsere Hände ausstrecken und geistlichen Wohlgeruch durch guten Lebenswandel emporschicken.“

Zur Prominenz des *Physiologus* gehört auch der Pelikan: „Der Physiologus sagte vom Pelikan, dass er in hohem Maße seine Kinder liebt. Wenn er nämlich seine Jungen gezeugt hat und sie etwas größer geworden sind, picken sie die Brust der Eltern auf. Die Eltern aber schlagen ihre Kinder und töten sie. Später aber empfinden die Eltern Mitleid mit ihnen, und drei Tage lang betrauern sie ihre Kinder, die sie getötet haben. Am dritten Tag nun öffnet ihre Mutter ihre Seite, und ihr Blut, das auf die toten Körper ihrer Jungen tropft, erweckt diese wieder auf.“ Die Deutung ist diese: „Der Schöpfer der ganzen Schöpfung hat uns gezeugt, und wir schlugen ihn: Wie schlugen wir ihn nun? Wir verehrten die Schöpfung anstelle des Schöpfers. Als nun unser Erlöser zur Höhe des Kreuzes hinaufgestiegen war und seine Seite geöffnet hatte, tropften Blut und Wasser zur Erlösung und zum ewigen Leben herab.“ Der Pelikan galt fortan als Symbol für Christus, der sein Blut für die Menschen vergossen hatte und außerdem als das Symbol christlicher Nächstenliebe. So hielt er dann Einzug in die christliche Kunstgeschichte. Nicht auf die große Kunstgeschichte aber sei hier hingewiesen, sondern auf folgenden kleinen Seitenzweig: Wer heute einen Füllfederhalter der Marke Pelikan kauft, sieht auf dem Firmenlogo einen Pelikan, der mit seinem Schnabel auf ein fast undefinierbares Häufchen weist. Dieses bestand in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts noch aus den Schnäbeln der jungen Pelikane, und in den frühen Zeiten der Firma im 19. Jahrhundert sah man noch deutlich, wie der Pelikan sich die Brust aufschlitzte, um seine Jungen zu nähren. Der Chemiker Günther Wagner, ein Katholik, hatte die Firma 1863 übernommen und sein Familienwappen zum Firmenlogo gemacht, das jetzt offensichtlich für die Verlässlichkeit der Firmenerzeugnisse bürgen sollte.

III. Tiere als Symbole göttlicher Eigenschaften

Der *Physiologus* ist – es mag an diesen Beispielen deutlich geworden sein – der Versuch, theologische Aussagen naturkundlich, unterhaltsam und

popularisierend zu präsentieren. Schon das erste Kapitel, das den Löwen als König der Tiere behandelt, thematisiert eines der Zentren christlicher Theologie, nämlich die Frage, wer Jesus Christus eigentlich sei, über den es doch am Anfang des Johannesevangeliums mit den schon im Kapitel vom Einhorn zitierten Worten heißt: „und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“ (Kap. 1, Vers 14), und über den im 24. Psalm gemäß der griechischen Übersetzung des Alten Testaments gesagt ist: „Wer ist dieser König der Ehren? [...] Es ist der Herr der Mächte, er ist der König der Ehren.“ Es ist eben jener Psalm, nach dem das im Evangelischen Gesangbuch zu findende Adventslied gedichtet wurde: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit.“

Was hat das mit einem Löwen zu tun? Der Löwe hat folgende Eigenschaft: „Wenn er im Gebirge umherstreift, dann weht ihm der Geruch der Jäger zu, und dann verwischt er mit seinem Schweif seine Spuren, damit die Jäger, wenn sie seinen Spuren folgen, nicht seinen Wohnort finden und ihn in Bedrängnis bringen. So hat auch unser Erlöser, der geistliche, siegreiche Löwe aus dem Stamm Juda, die Wurzel Davids, der von seinem unsichtbaren Vater gesandt war, seine geistlichen Spuren verborgen gehalten, und das ist seine Gottheit. [...] Er ging ein in den Mutterschoß der heiligen Jungfrau Maria, auf dass er das verirrte Menschengeschlecht errette, ‚und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns‘.“ Der Löwe hat aber noch eine Eigenschaft: „Wenn der Löwe in seiner Höhle schläft, wachen seine Augen, denn sie sind geöffnet. [...] So schläft auch der Leib meines Herrn zwar am Kreuz, seine Gottheit aber wacht zur Rechten Gottes und des Vaters.“ Und: „Wenn die Löwin ihr Junges gebiert, gebiert sie es tot, und sie umsorgt das Kind, bis der Vater am dritten Tage kommt, ihm ins Gesicht bläst und es auferweckt. So hat auch unser Gott, der Allherrscher, der Vater des Alls, am dritten Tage seinen vor der ganzen Schöpfung erstgeborenen Sohn, unseren Herrn Jesus Christus, auferweckt von den Toten, auf dass er das verirrte Menschengeschlecht errette.“ So bietet der *Physiologus* schon im 1. Kapitel am Beispiel des Löwen eine Kurzfassung der Inhalte des christlichen Glaubens im Blick auf Weihnachten, Karfreitag und Ostern. Solche Reflexe finden sich über den ganzen *Physiologus* verstreut: So wie der Regenpfeifer ganz weiß ist, ist auch Christus ohne Sünde. Das Käuzchen wiederum, das die schwarze Nacht liebt, steht für Christus, der zu den Menschen kam, die in der Finsternis sitzen. Der Panther, der schön bunt gefleckt ist und von dem Wohlgeruch ausgeht, steht für die vielfachen Eigenschaften Christi, der voller Enthaltbarkeit, Mitleid, Glaube, Tugend, Eintracht, Friede und Großmut ist und der zugleich wie der Panther ein Feind der Schlange ist. Das Ichneumon, offensichtlich auch ein Fabelwesen, ist einem Schwein ähnlich und ein Todfeind des Drachen. Wenn

es einen Drachen gefunden hat, schmiert es sich mit Lehm ein, schützt seine Nüstern mit seinem Schwanz und geht dann auf den Drachen los. So hat sich auch Christus in Menschengestalt dem Drachen, also dem Teufel, entgegengestellt. Der unzerstörbare Diamant, einer der Steine, den der *Physiologus* anführt, steht wiederum für Christus den Richter, der alle Menschen ihrer Sünde überführt. Die Schwalbe aber, die nur einmal Junge bekommt, zeigt an, dass Christus nur einmal geboren, einmal gekreuzigt, einmal begraben und einmal auferweckt wurde.

Warum enthält der *Physiologus* solche Reflexe auf theologische Aussagen? Will er ein Handbuch für Illustrationen für die Predigt sein? Das Buch entstand in einer Zeit, in der man sich noch wenig Gedanken über das Verhältnis der göttlichen und menschlichen Seite Jesu Christi machte und in der es generell um die Frage ging, wie Gott Mensch werden konnte und in welchem Verhältnis Jesus Christus zu Gott dem Schöpfer stand. Dabei betont der *Physiologus*, dass Christus nicht einfach ein Geschöpf Gottes ist, sondern vor der Erschaffung aller anderen Geschöpfe aus Gott selbst hervorging. Das frühe Christentum versuchte solche Sachverhalte häufig mit Bildern deutlich zu machen, und der *Physiologus* leistete seinen Beitrag dazu.

IV. Was kann man von Tieren lernen?

Tiere verwiesen oder verweisen noch auf menschliche Eigenschaften. Diese Tendenz wird noch Brehms Tierleben nachgesagt, und es ist noch in der heutigen Wahrnehmung von Tieren so: Der Hund ist treu und das Schwein ein solches. Der *Physiologus* untersucht diese Eigenschaften aber in einer ganz bestimmten Aussageabsicht, die schon am Beispiel des Einhorns deutlich geworden war: Es geht um die christliche Existenz, die in Abkehr von der Welt und Entsagung geführt werden soll.

So kann man sich etwa an das Vorbild des Elefanten halten. Der *Physiologus* sagt über den Elefanten, in diesem Tier sei überhaupt keine Begierde nach Beischlaf. Dementsprechend gestaltet sich das Erzeugen von Nachwuchs recht kompliziert: Ein Elefantenpärchen muss erst nach Osten wandern, in die Nähe des Paradieses. „Dort aber ist ein Baum, der Mandragora heißt, dorthin gehen also das Weibchen und das Männchen, und das Weibchen nimmt als erstes [eine Frucht] von dem Baum, gibt sie ihrem Männchen und reizt ihn, bis auch er davon nimmt. Wenn dann das Männchen davon gegessen hat, vereinigt es sich mit dem Weibchen, und sogleich ist dieses schwanger. „Und

worauf verweist das alles? Auf Adam und Eva im Paradies, denn auch diese hatten keine Ahnung von Sexualität. „Als aber die Frau [also Eva] von dem Baum aß, das heißt von der geistlich zu verstehenden Mandragora, und als sie ihrem Mann davon gab, da erkannte Adam die Frau [d. h. er schlief mit ihr], und sie gebär Kain.“ – Die Mandragora ist im übrigen die berühmte Alraune, eine Wurzel, die einer Menschengestalt ähnlich sehen kann.

Für den *Physiologus* steht weiterhin fest, dass Elefanten keine Kniegelenke haben; das übernimmt er offensichtlich von seinen nichtchristlichen Vorgängern, und dementsprechend werden Elefanten im Mittelalter auch gern so dargestellt – hier sei beispielsweise auf die Bauplastik an der Außenfassade des Chores des Basler Münsters hingewiesen. Daraus resultieren gewisse Probleme, zum Beispiel, dass der Elefant nicht in die Knie gehen kann, um zu schlafen. Also muss er sich zum Schlafen an einen Baum lehnen. „Weil die Jäger aber diese Eigenart des Elefanten kennen, kommen sie herzu und sägen den Baum an. Wenn dann also der Elefant kommt, um sich anzulehnen, fällt er zusammen mit dem Baum um. Dann fängt er an, laut zu trompeten, und ein anderer Elefant hört das und kommt ihm zur Hilfe, kann ihn aber nicht wieder aufrichten. Da trompeten sie dann beide, und es kommen zwölf Elefanten, und die können den Umgefallenen auch nicht wieder aufrichten. Da trompeten sie alle zusammen, und dann kommt als letzter von allen ein kleiner Elefant, der schiebt seinen Rüssel unter den Elefanten und richtet ihn auf.“

Schon die heilige Zahl zwölf lässt auf eine Deutung im übertragenen Sinne warten, und so ist es dann auch: Der umgefallene Elefant ist ein Verweis auf den Zustand des Menschen nach dem Sündenfall Adams und Evas. Dem Menschen will das Gesetz helfen, also die in der Bibel stehenden Gebote. Das Gesetz aber kann den Menschen nicht wieder aufrichten. Die zwölf Elefanten, nämlich die zwölf Propheten des Alten Testaments, können es auch nicht. „Als letzter von allen aber kam der geistliche und heilige Elefant, unser Herr Jesus Christus, und er richtete den Menschen von der Erde wieder auf. Und obwohl er größer war als alle anderen, er, der Christus und neue Adam, wurde er ein Diener aller. Er erniedrigte sich selbst und nahm die Gestalt eines Knechtes an, damit er alle erlöse.“

Wie immer wieder deutlich wird, ist das Werben für die sexuelle Enthaltsamkeit eines der Hauptanliegen des *Physiologus*. Das christliche Ideal verkörpern für ihn die asketisch lebenden Christen. Sie sind wie die Schwalben, die nach dem Winter Einzug halten, indem sie nämlich in Reinheit leben, nachdem der Wintersturm der fleischlichen Begierden vorbei ist. Die Aske-

tinnen aber, die Jungfrauen, sind wie die Tauben, die im Schwarm leben und es damit den Raubvögeln schwer machen, eine einzelne von ihnen zu fassen. Wenn die Jungfrauen sich also zu einem bestimmten Stand in der Gemeinde zusammenschließen und gemeinsam ihre Lobgesänge ertönen lassen, dann wagt der Teufel es nicht, eine von ihnen in Versuchung zu führen. Allerdings ist zu bedenken, dass es sich hierbei um Literatur handelt, die nicht nur erbaulich, sondern auch unterhaltsam ist. Von Anfang an ist im Christentum die Enthaltensamkeit eine Sache von Minderheiten gewesen, zuerst von Einzelnen und Gruppen, dann auch von klösterlichen Gemeinschaften. Um so lieber hat man schöne Geschichten gelesen, in denen dieses Ideal dargestellt und angepriesen wurde. So mag man auch die Geschichte vom Wildesel, dem Onager, lesen, der zufolge das Leittier der Herde neugeborenen männlichen Jungtieren die Hoden abbeißt, damit sie kein Sperma entwickeln können. Daraus wird dann, wiederum etwas gezwungen, die Deutung, die Apostel hätten im Gegensatz zu den alttestamentlichen Patriarchen auf den Gebrauch ihres Spermas verzichtet, um Nachkommen zu zeugen, und stattdessen geistliche Nachkommen mit himmlischem Samen gezeugt.

Dass das wahre Christsein ohne sexuelle Lust auskommt, versinnbildlicht auch der Biber: „Wenn der von Jägern verfolgt wird und weiß, dass er gefangen wird, beißt er seine Hoden ab und wirft sie dem Jäger hin.“ Und die Folgerung lautet: „Auch Du, Glaubender, gib dem Jäger, was ihm zusteht. Der Jäger ist der Teufel, und was ihm gehört, ist Unzucht, Ehebruch und Mord.“ Solche eindringlichen und immer wieder vorgebrachten Mahnungen deuten darauf hin, dass die Realität in der christlichen Gemeinde sich durchaus vom Ideal unterscheiden konnte.

Auch der Salamander, der Feuer aushält und es gar auslöscht, ist ein Vorbild: „So sollst auch du, Mensch, die ewige und unauslöschliche Flamme [gemeint ist die der Lust] auslöschen.“ Das Feuer ist in der antiken christlichen Literatur immer wieder ein Sinnbild für die sexuelle Lust. So sollen sich Männer und Frauen besser voneinander fernhalten, da sie sonst wie Feuersteine, die aneinander schlagen, alles in Brand setzen, denn auch bei den Feuersteinen gibt es männliche und weibliche. Was lernt man daraus? „Auch du also, wahrhaft Glaubender, meide die Frauen, damit du nicht, wenn du ihnen nahekommst, entzündet wirst zur Lust und die ganze Tugend in dir verbrennst.“

Der *Physiologus* unterlässt es auch nicht, die Homosexualität und auch die Bisexualität zu verurteilen. Zu ihrem Sinnbild wird die Hyäne, die männlich wie weiblich ist: „Mache dich also nicht der Hyäne gleich, indem du dich einmal mit einem Mann, ein anderes Mal mit einer Frau einlässt.“

Neben das Ideal der Enthaltsamkeit tritt im *Physiologus* auch das des bürgerlichen Familienideals. So wird der Wiedehopf zum Sinnbild eines funktionierenden Generationenvertrags: Ausgehend von einem Bibelzitat (Exodus [2. Buch Mose] 21, 17): „Wer Vater oder Mutter verflucht, der soll des Todes sterben“ wird gefragt: „Wie kann es da Leute geben, die ihren Vater oder ihre Mutter schlagen?“ Der Wiedehopf liefert also das positive Vorbild: „Wenn die Jungen sehen, dass ihre Eltern alt werden, zupfen sie ihnen die alten Federn aus und lecken ihre Augen ab, wärmen ihre Eltern unter ihren Flügeln, sie brüten über ihnen, und so werden diese wieder jung. Und sie sagen zu ihren Eltern: ‚So wie ihr uns ausgebrütet habt und euch bis zur Erschöpfung abgemüht und uns gefüttert habt, so tun wir an euch in gleicher Weise.‘“

Neben dem Ruf zur Enthaltsamkeit und zur gutbürgerlichen Familienethik ist dem *Physiologus* aber auch das Zusammenleben in der christlichen Gemeinde ein Anliegen. Hier zeigt sich vor allem, dass das frühe Christentum keine einheitliche Erscheinung ist, sondern verschiedene Strömungen miteinander ringen und innerhalb der Gemeinden eine spannungsreiche Vielfalt herrscht. Das macht der *Physiologus* an den Kentauren deutlich, die bis zur Brust Menschengestalt haben, darunter aber wie Pferde aussehen: „Es gibt Leute, die versammeln sich mit der Gemeinde, und dann sehen sie so aus, als seien sie fromm, ohne dass sie daraus aber irgendeine Wirksamkeit ableiten. In der Gemeinde also sind sie wie Menschen, wenn sie aber fern von der Gemeinde sind, werden sie zu Tieren“, nämlich zu Abweichlern von der reinen Lehre, also zu Ketzern. Solch ein Doppelwesen ist auch der Ameisenlöwe: Vorne ein Löwe, hinten eine Ameise, versinnbildlicht er den Menschen, in dessen Brust zwei Seelen sind und der eine doppelte Zunge hat. Christsein aber verlangt Eindeutigkeit. So sollen die Christen auch, wie es an anderer Stelle im *Physiologus* heißt, keine Wasserfrösche sein, die immer wieder in die Versuchung eintauchen, sondern Landfrösche, die der Hitze der Versuchung standhalten. Selbst der Wal – eigentlich ist die Rede vom Ketos, einem phantastischen Seeungeheuer, wie es auch im alttestamentlichen Jona-Buch auftritt – wird zum Symbol derer, die abweichende Meinungen vertreten: So wie der Wal sein Maul aufsperrt und mit seinem Wohlgeruch die Fische anlockt, die er verschlingt, verschlingen auch der Teufel und die Ketzer diejenigen, die arglos und geistig unreif sind. Und wie arglose Seeleute den Wal für eine Insel halten und an ihm festmachen, der Wal sie und das Schiff aber in die Tiefe reißt, wenn er wieder abtaucht, so geht es auch denen, die sich an den Teufel binden, der sie in die Tiefe der Hölle mitreißt.

Ein anderes Seeungeheuer wiederum, die so genannte Säge, gibt das Vorbild ab für alle diejenigen, die mit den Schiffen mitsegeln, dann aber müde wer-

den und wieder an ihren alten Ort zurückgetrieben werden. Das sind diejenigen, die mit den Schiffen der Apostel und Märtyrer aus dieser Welt in die Enthaltsamkeit heraussegeln, sich dann aber wieder müde treiben lassen und der Welt mit ihren Begierden verfallen.

Auffällig ist, dass der *Physiologus* sich hier und da gegen das Judentum abgrenzt, das offensichtlich für die christliche Gemeinde nach wie vor eine hohe Attraktivität darstellte. Immerhin wissen wir, dass andernorts Christen gelegentlich die Synagoge besuchten. Angesichts der Tatsache, dass es Familien gab, in denen ein Teil jüdisch, der andere aber christlich war, kann dies nicht verwundern. Je mehr getaufte Heiden aber in die christlichen Gemeinden kamen, desto mehr setzte man sich mit den eigenen jüdischen Wurzeln auseinander und natürlich auch mit der jüdischen Kritik am Auftreten Jesu, der für die Christen der Messias und der Sohn Gottes war, für die Juden aber allenfalls, wenn überhaupt, ein Prophet. Solche Konflikte würden wiederum gut nach Alexandria passen, wo Christen und Juden in religiöser Konkurrenz zueinander standen. So sollen die Christen also zum Beispiel wie die Antilope zwei Hörner haben, nämlich das Alte und das Neue Testament – sie sollen sich also nicht nur auf die jüdische Bibel beziehen.

V. Das Mittelalter

Der *Physiologus* hatte, wie schon gesagt, im Mittelalter eine große Wirkung. Dieses Buch zählte zum antiken Bildungsgut, das man übernahm, weiter benutzte und umarbeitete. Es wurde zur Anregung für naturkundliche Bücher, die eingangs schon erwähnten Bestiarien, die aber einen pädagogischen Charakter behielten. Die Bestiarien – sie waren vor allem in England und Frankreich verbreitet – wurden kunstvoll mit Buchmalereien ausgestattet. Allerdings traten in den Bestiarien häufig andere Tiere an die Stelle der im *Physiologus* behandelten. Man griff auch auf andere antike naturkundliche Quellen zurück. Auch diese hatten christliche Abschreiber gerettet, oder sie waren von christlichen Autoren in Auszügen wiedergegeben worden. Im 7. Jahrhundert verfasste der spanische Gelehrte Isidor von Sevilla ein Lexikon, in dem er das Wissen der Antike sammelte, darunter auch das naturkundliche.

Der Titel dieses Beitrags enthält das Stichwort „Bruder Esel“, und davon ausgehend ist noch eine weitere Reflexion auf das Mittelalter angebracht. „Bruder Esel“ nannte Franz von Assisi im 13. Jahrhundert seinen störrischen

Körper. Noch vor einigen Jahren hat eine Fernsehserie mit Dieter Pfaff dieses Motiv aufgenommen. Pfaff spielte hierin einen Franziskanerpater, der sich in eine Frau verliebt und so seinen Körper als „Bruder Esel“ erlebt. Auch hier begegnet also ein Tier als Sinnbild für die Herausforderung der Enthaltsamkeit, wie es sich auch im *Physiologus* so oft findet. Wer also Tiere im christlichen Kontext abgebildet sieht, mag daran denken, dass sie mehr bedeuten als sie scheinen. Das gilt auch für Ochs und Esel an der Krippe: Ausgerechnet der von Franz von Assisi gegründete Franziskanerorden war es nämlich, der den Esel noch in ganz anderer Weise sinnbildlich nutzte: Die Franziskaner machten die Weihnachtskrippe populär. Dabei waren diese Krippen, wie es noch in katholischen Kirchen üblich ist, lebensgroß. Und wie kamen Ochs und Esel, die doch in der biblischen Weihnachtsgeschichte des Lukasevangeliums fehlen, an die Krippe? Dies verdankt sich schon einem antiken Text, der sich näher der Geburt Jesu widmete. In diesem so genannten Kindheits-evangelium des Pseudo-Matthäus heißt es im 14. Kapitel: „Am dritten Tag nach der Geburt unseres Herrn Jesus Christus verließ Maria die Höhle und ging in einen Stall hinein. Sie legte den Knaben in eine Krippe, und Ochs und Esel huldigten ihm. Da ging in Erfüllung, was der Prophet Jesaja vorherverkündigt hatte: ‚Es kennt der Ochse seinen Besitzer und der Esel in der Krippe seinen Herrn.‘ So beteten sogar die Tiere, Ochs und Esel, ihn ständig an, während sie ihn zwischen sich hatten.“ Ochse und Esel wurden also an die Krippe gestellt als Sinnbilder der gläubigen Christen. Dabei gibt es schon in der Antike die Deutung, der Ochse, ein Tier das als rein galt, versinnbildliche die Christen, die sich vom Judentum zum Christentum bekehrt hätten, der Esel aber, ein Tier, das als unrein galt, die bekehrten Heiden. Ochs und Esel sind insofern nicht nur die Illustration eines bäuerlichen, längst verlorenen Idylls. Sie sind wie Pelikan und Einhorn und all die anderen überlieferten und hier vorgestellten Tiere Symbole und Sinnbilder, die nach dem tieferen Gehalt der christlichen Vorstellungs- und Bilderwelt fragen lassen.

Literaturhinweise

Der *Physiologus* ist in verschiedenen Varianten mit unterschiedlicher Anordnung der Kapitel überliefert. Der Text ist kurz, und die gegebenen Beispiele sind anhand des Inhaltsverzeichnisses leicht wiederzufinden. Die im folgenden genannten Bücher bieten auch eine historische Einleitung. Die Übersetzungen aus dem *Physiologus* stammen von mir. Sie folgen dem Text der Reclam-Ausgabe:

Physiologus. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Otto Schönberger, Stuttgart 2001

Ferner gibt es zwei weitere Übersetzungen des Textes ins Deutsche:

Der Physiologus. Tiere und ihre Symbolik. Übertragen und erläutert von Otto Seel, Düsseldorf (Patmos-Verlag) 2003. Diese Ausgabe erschien zuerst 1961 bei Artemis & Winkler in Zürich.

Physiologus. Naturkunde in frühchristlicher Deutung aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben von Ursula Treu, Hanau (Artia-Verlag) 1998. Hierbei handelt es sich um eine Neuauflage eines 1981 im Union-Verlag Berlin erschienenen Buches.

Mit den mittelalterlichen Bestiarien befassen sich in Wort und Bild:

Ron Baxter: Bestiaries and their users in the Middle Ages, Stroud 1998

Ann Payne: Medieval beasts, London 1990.

Der I. Clemensbrief ist mit einer deutschen Übersetzung abgedruckt in:

Die Apostolischen Väter. Eingeleitet, herausgegeben, übertragen und erläutert von Joseph A. Fischer, Darmstadt 1998 (1. Auflage 1993).

Der Text des Pseudo-Matthäus ist in deutscher Übersetzung zu finden in:

Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung (herausgegeben von Wilhelm Schneemelcher), 6. Auflage, I. Band (Evangelien), Tübingen, 6. Auflage 1990, S. 367.

Internet-Links

Illustrationen zum Physiologus sind durch eine Stichwortsuche unter Google-Bildersuche oder einer anderen Suchmaschine leicht zu finden.

Hervorzuheben ist die von Prof. Ulrich Harsch (Fachhochschule Augsburg / Fachbereich Gestaltung) erstellte Seite:

http://www.fh-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/11Jh/Physiologus/phy_text.html

Seiten, die sich mit dem Einhorn als Fantasy-Gestalt befassen, sind privater Herkunft und ebenfalls durch eine entsprechende Stichwortsuche auffindbar. Hier sei nur eine Fundstelle genannt, wo das Einhorn als „archaisches Symbol“ gilt:

<http://www.quabbalah-versand.de/fantasy.htm>

Die älteren Logos der Firma Pelikan bietet folgende Fundstelle:

http://www.jardin-d-eden.co.uk/acatalog/Pelikan_Pens.html

letzte Zugriffe am 10.02.2004

Seit die Menschen sich Gedanken darüber machen, was sie gegen Krankheiten tun könnten, spielen Tiere als Heilmittel eine Rolle. Prähistorische Höhlenmalereien, Siedlungs- und Grabfunde legen die Vermutung nahe, dass es anfänglich magische Praktiken waren, bei denen Tiere bzw. tierische Überreste (Knochen, Krallen, Hörner, Zähne, Häute) eine Rolle spielten, ohne dass heute noch zu klären wäre, ob jeweils ein Jagd-, ein Schadens(abwehr)- oder speziell ein Heilzauber intendiert war. Die Magie lebte Jahrtausende lang in friedlicher Koexistenz mit der „rationalen“ Medizin (wenn wir den Verzicht auf übernatürliche bzw. immaterielle Kräfte der Einfachheit halber so nennen wollen). Beide Formen der Heilkunde ergänzen einander und gehen vielfach unmerklich ineinander über, sie treten aber auch manchmal in scharfe Konkurrenz. Tiere spielen in beiden Formen der Medizin zu allen Zeiten und in allen Kulturen eine wichtige Rolle und bilden neben Pflanzen und Mineralien (bzw. Chemikalien) die dritte Säule der *Materia medica*. Tiere gelten sogar bisweilen als besonders wirksame Drogen, weil sie „entwickelter“, dem Menschen ähnlicher (oder zumindest mit menschenähnlichen Eigenschaften phantasievoll ausstattbar) und nicht selten in ihrer Weise unheimlich oder gefährlich sind. Die folgenden Ausführungen werden also sowohl Beispiele für „rationale“ Organotherapie auf der Basis unterschiedlicher medizintheoretischer Konzepte präsentieren als auch auf die magische Verwendung von Heilmitteln tierischer Provenienz eingehen. Dabei werden wir sehen, dass magisches Denken keineswegs so abergläubisch und primitiv ist, wie es für moderne Ohren zunächst klingt, sondern dass es eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt, die ihre eigene Rationalität besitzen. Tierische Heilmittel aus unseren Tagen bilden den Abschluss.

In der Alten Medizin ist die Abtrennung von magischen und rationalen Praktiken schwierig, ja oft unmöglich. Meine erste Quelle ist ein weltberühmter Text, den ich ausgewählt habe, weil er im Original hier in Leipzig aufbewahrt

wird (und daran sollte gerade in diesem Rahmen ab zu und erinnert werden): Der Papyrus Ebers dürfte etwa 1500 v. Chr. entstanden sein und ist die umfangreichste altägyptische Buchrolle, die ausschließlich der Medizin gewidmet ist. Er enthält neben kurzen Lehrtexten vor allem Rezepte, in denen tierische Drogen ganz selbstverständlich Verwendung finden und die – ebenso selbstverständlich – nicht selten von Zauberei begleitet werden.¹ Ich greife beliebig drei Rezepte gegen Schwellungen heraus, in denen Tiere und tierische Produkte vorkommen:²

[Nr. 576] Ein anderes (Heilmittel): 'pnn.t-Tier (Schnecke?) 7 Stück; Fliege 7 (Stück); „Bergmann der Erde“ (Insekt/Käfer: Ameise?) 7 (Stück); Mehl/Brei von Blutstein (ddj)* aus Elephantine; werde gekocht in Öl/Fett; werde die Verfaulungs-Geschwulst (hsd) einer Schwellung damit verbunden.

[Nr. 578] Ein anderes (Heilmittel): Reste (h''.w) vom Speisenbedarf (dbh.t.t) 1; Kot des Katers 1; Kot des Windhundes 1; werde die Schwellung damit verbunden.

[Nr. 580] Ein anderes (Heilmittel): Reste (h''.w) von Wäschelauge (s3mw)* 1; Zähne des Schweines (1?); Kot des Katers 1; Kot des Windhundes 1; Früchte (jsd.t) vom ht ds-Baum (Keuschbaum?)* 1; werde zerkleinert; werde damit verbunden.

Es ist für uns nicht leicht zu sagen, was von diesen Rezepturen zu halten ist. Die medizinische Beurteilung fällt nicht zuletzt deshalb schwer, weil unüberwindliche sprachliche Hindernisse einer Interpretation im Weg stehen. Diese Probleme, die bei einer kritischen Lektüre historischer Zeugnisse auf Schritt und Tritt begegnen, werden oft unterschätzt: Viele Wörter lassen sich gar nicht oder zumindest nicht eindeutig übersetzen, so dass wir bei einer ganzen Reihe von Zutaten schlicht nicht wissen, was gemeint war. Die Metapher vom „Bergmann der Erde“ zeigt, dass altägyptische Namen oft bildhaft waren, das gibt Anlass zu einer gewissen Vorsicht. Vielleicht sind auch die verschiedenen vermeintlichen Tiere und Tierprodukte an der einen oder anderen Stelle nur eine metaphorische Bezeichnung für eine Pflanze oder eine Mineralie, das wäre keineswegs ungewöhnlich. Auch die heutigen deutschen Pflanzennamen sind bildhaft und mehrdeutig, ganz ausgeschlossen sind also solche Fehlinterpretationen nicht. Man denke nur an Hundszunge (*Cynoglossum officinale* u. v. a.),³ Rindszunge (*Borretsch*, *Borago officinalis*), Hühneräuglein (*Wiesenanemone*, *Anemone pratensis*), Kuhscheiß, Hirschmilch oder Wolfsmilch (alle drei für *Euphorbia*) sowie an Löwenmäulchen (*Antirrhinum maius* u. v. a.) und Löwenzahn (*Taraxacum officinale* u. a.). Die Reihe ließe sich noch lange fortsetzen.

Vorsicht gilt insbesondere hinsichtlich der (scheinbaren?) Zutaten aus der sog. „Dreckapotheke“. Im Textausschnitt fällt nämlich der auch sonst im Papyrus Ebers häufig vorkommende Tierkot auf, der als Pflaster bzw. Umschlag Verwendung findet. Das bekannteste Beispiel für solche, heutigen Lesern ekelhaft oder zumindest merkwürdig erscheinende Zutaten stammt aus der Neuzeit: Es ist das berühmte Büchlein („Heylsame Dreckapotheke“) des Christian Franz Paulini von 1696, das zu seiner Zeit immer wieder neu aufgelegt und erweitert wurde. Auch heute wird es immer wieder nachgedruckt, weil sich offenbar moderne Leser gern an der vermeintlichen „Primitivität“ der alten Medizin ergötzen.⁴ Hier also eine kleine Kostprobe:

H. D., ein westfälischer Bauer, hatte ein Fieber, schwätzte ins Tal hinein und machte seltsame Possen. Der Pfarrherr des Ortes nahm 6 Lot scharfen Essig, gedörrten Eselskot 4 Lot, Salz 3 Lot, und Holunderblüten etwas mehr, machte einen Brey daraus und schlug ihm solchen um die Stirn, da redete er etwas sparsamer und ehrbarer (a. a. O., S. 30).

Doktor G. von Memmingen, unterschiedener Stände des Reichs bestellter Physikus, lehrt in seiner kleinen ‚Haus-Apotheke‘, daß die, so mit der fallenden Sucht beladen, welche von Melancholie entspringt, nur Taubenkot mit Rabeneiern vermischt, pflasterweise auf die Milz legen sollen, darauf doch zuvor Egel oder Schröpfunglein gesetzt worden. Dies Pflaster soll die Materie vom Haupt zur Milz ziehen, und zwar ein Fieber verursachen, doch den Kranken befreien. Im Herbst Kalbskot, mit Wein gekocht, oder von dem Mist eines Ochsen, der lauter Gras gefressen, nur den Rauch eingenommen, ist auch gut (a. a. O., S. 34 f.).

Für Überheblichkeit besteht kein Anlass, denn so weit sind wir auch heute nicht davon entfernt. Ich erinnere nur an die Karriere der (wiederbelebten) Eigenharnbehandlung für Mensch und Tier,⁵ die seit der Antike bekannt⁶ ist und in der Volksmedizin nie verschwunden war. Das Gleiche gilt für Umschläge aus frischen Kuhfladen, deren Wärme offenbar als Wohltat für schmerzende Glieder empfunden wurde und die als billige Äquivalente für Heilschlamm, Fango-Packungen und ähnliche balneologische Anwendungen erhalten mussten. Und so wahnsinnig appetitlich ist es auch nicht, rohes, blutiges Fleisch auf ein blaues Auge zu drücken.

Was steckt nun aber dahinter? Muss man wieder einmal Norbert Elias bemühen und einfach von einer anderen (weniger „zivilisierten“) Ekelschwelle ausgehen? Es mag die eine oder andere positive persönliche Erfahrung gege-

ben haben und geben, wobei der so entstehende Kurzschluss von einem post hoc zu einem propter hoc oft in Wahrheit die Bezeichnung „Aberglaube“ verdient. Historische Erfahrung ist nur schwer nachzuvollziehen und zu verifizieren, denn Versuche, gar systematische Versuchsreihen in unserem Sinn, gab es nicht. Der Verfasser der ‚Dreck-Apotheke‘ war aber immerhin Leibarzt des Bischofs von Münster, der damit die „Arme-Leute-Medizin“ auch „hohen Standespersonen“ als ultima ratio und für dringende Notfälle zugänglich machen wollte (a. a. O., S. 12), und wir dürfen unterstellen, dass er sich etwas dabei gedacht hat. Anders als beim Papyrus Ebers haben wir es hier leichter mit der Motivforschung, denn einen ersten Aufschluss gibt die typisch barocke Vorrede (a. a. O., S. 22 und 24), die zu Demut und Memento mori mahnt:

[...] Gottes Wunder
sind auch im kleinsten Dreck. Ein' jede Creatur
ist dessen Güte Pfand und seiner Liebe Zunder.
Im Koth und im Urin liegt Gott und die Natur.
Kuhfladen können dir weit mehr als Bisam nützen.
Der bloße Gänsedreck geht Mosch und Ambra für.
Was Schätze hast du oft im Kehrlich und Mistpfützen.
Der beste Theriak liegt draussen vor der Thür.
Wie schön riecht der Profit! und weil wir ohne Range
In Adams Lenden sind zu einem Tod erwählt,
und der Mistgabel nicht mehr als dem Zepter vange,
denn alles Fleisch sich von und zur Verwesung zählt.
So stirb doch, daß du lebst, und lebe, daß du sterbest,
dann lebst du ewig wohl! [...]
Wohl dem, der sich allwärts zum Niederen gesellet,
dann Hochmuth mehrentheils des Glückes Trauerspiel.
Dir aber, liebster Freund, dir wünsch ich Heyl und Leben.
Du hast der weisen Welt manch schönes Buch geschenckt.
Es kann der blosser Dreck die Ewigkeit dir geben,
so daß man deines Staubs mit Ehren stets gedenckt.

So zeitgebunden das klingt, Paulini hat das nicht erfunden. Ein weit weniger bekannter mittelalterlicher Autor, Nikolaus von Polen, hat im 13. Jahrhundert schon ähnlich argumentiert, als er verachtete Kriechtiere, wie Schlangen und Kröten, als Heilmittel empfahl.⁷ Was aber im rhetorischen Pathos des Gedichts verschwiegen wird (und im Zeitalter der Aufklärung vielleicht nicht mehr „modern“ genug erschien), ist das medizintheoretische Modell, das letztlich ein „homöopathisches“ ist: Schlechtes gegen Schlechtes, Widriges

gegen Widriges. Oder um mit uralter magischer Analogie zu argumentieren: Das, was man losgeworden ist, wird gegen das, was man noch loswerden möchte, eingesetzt.

Der Erläuterung bedürfen noch die vier erwähnten tierischen Drogen, die seit der Antike in der Medizin verwendet werden. Bisam (wohl für Bibergeil, castoreum), Moschus und Ambra (Walrat) sind Duftstoffe, die als Kontrast zum stinkenden Mist genannt werden. Sie erscheinen uns heute widerlich penetrant und wir ertragen sie – wenn überhaupt – nur in kleinsten Mengen in sog. „schweren“ Parfüms, sie waren aber seinerzeit in der vornehmen Gesellschaft außerordentlich beliebt. In der Medizin wurden sie zum einen „allopathisch“ als Schutz gegen gefährliche Miasmen aufgetragen, was besonders in Zeiten des tödlichen „Pesthauchs“ vonnöten war, außerdem sollten sie in Salben gegen übelriechende Wunden helfen. Drittens schrieb man ihnen – nunmehr auf magisch-analoger Basis – eine aphrodisierende Wirkung zu. Theriak dagegen war in der Alten Medizin das universell einsetzbare Gegengift, wobei „Gift“ oft einfach „Krankheitsstoff“ meint. Sein Hauptbestandteil sollte das Fleisch der ägyptischen Aspispiper sein, der giftigsten Schlange, die man damals kannte.⁸ Das war natürlich schwer zu bekommen, so dass in der Regel Ersatzstoffe und Fälschungen in Umlauf waren. Die Begründung für Schlangenfleisch klingt nicht unvernünftig: Wenn die Viper nicht an ihrem eigenen Gift stirbt, muss ihr Körper ein hochpotentes Gegengift enthalten, das man durch Einnahme des Theriak aufzunehmen hoffte. Das gleiche Prinzip steckt übrigens auch hinter den alten Apotheken-Dekorationen Krokodil und Kugelfisch, die als giftige bzw. vermeintlich giftige Tiere für die Doppeldeutigkeit des griechischen Wortes *phármakon* als Gift und als Heilmittel stehen und dabei ebenfalls omnipotente Gegengifte symbolisieren sollten.

Ein einschlägiges Standardwerk nicht nur der Alten Medizin, sondern der traditionellen Naturkunde überhaupt, wurde bisher nur nebenbei als Quelle erwähnt und muss deshalb an dieser Stelle explizit gewürdigt werden, weil nicht nur mittelalterliche, sondern – wie wir gesehen haben – auch noch moderne Autoren darauf zurückgreifen: Die ‚Naturalis historia‘ des Plinius widmet tierischen Heilmitteln immerhin vier von insgesamt 32 Büchern (Buch XXVIII-XXX und XXXII). Ich will zunächst nur drei Kapitel aus diesem wegen seiner Anekdotenhaftigkeit beliebten Text herausgreifen. Wir erkennen wiederum die nun schon vertraute Mischung aus Similemagie und „empirischer“ Medizin:

Das Blut des Elephanten, zumal des männlichen, hemmt alle unter dem Namen Rheumatismen bekannten Flüsse. Der Abfall vom

Elfenbein soll mit Zusatz von attischem Honig die dunklen Flecke im Gesichte und die Sägespäne der Nietnägel entfernen. Berührt er mit seinem Rüssel den Kopf, so verschwindet das Kopfwieh; niest er gleichzeitig, so ist die Wirkung noch kräftiger. Bindet man den rechten Theil des Rüssels mit lemnischer Erde auf, so spürt man Reitz zum Beischlaf. Das Blut bekommt den an der Abzehrung, die Leber den an der Epilepsie Leidenden gut (a. a. O., Buch XXVIII, Kap. 24).

Von den den Thieren gemeinsamen Materien ist die Galle eine der vortrefflichsten und wirksamsten. Sie erwärmt, beizt, spaltet, zieht aus und vertheilt. Die Galle kleiner Thiere ist milder und wird daher für dienlicher zu Augenmitteln gehalten. Die Ochsgalle besitzt noch besonders kräftige Eigenschaften, so z. B. dient sie dazu, Metall und Leder mit einer Goldfarbe zu überziehen. Die Zubereitung jeder Art Galle besteht darin, dass man die Oeffnung der damit gefüllten Blase mit einem dicken Streifen Leinwand zubindet, diese dann eine halbe Stunde lang in kochendes Wasser taucht, hierauf den Inhalt im Schatten eintrocknet und mit Honig versetzt. Die Pferdegalle verwirft man und zählt sie zu den Giften, daher darf der oberste Opferpriester kein Pferd anrühren, während zu Rom bei den öffentlichen Opfern ein Pferd geschlachtet wird (a. a. O., Buch XXVIII, Kap. 40).

Knochenbrüche heilt man rasch durch die Asche der Kinnladen eines wilden oder zahmen Schweins sowie durch Umschlagen des gekochten Specks. Bei gebrochenen Rippen rühmt man sehr den Ziegenmist mit altem Weine, denn er öffnet, zieht aus und heilt (Buch XXVIII, Kap. 65).

Angesichts der deutlichen, wenn auch impliziten magischen Elemente verwundert die recht scharfe Polemik etwas, die Plinius zu Beginn des XXX. Buches gegen „Zauberer“ und „Druiden“ führt. Vielleicht wollte er sich mit diesem Distanz schaffenden rhetorischen Trick nur gegen eventuelle Vorwürfe von naiver Wundergläubigkeit absichern. Er schiebt die besonders merkwürdigen Geschichten einfach den „Magiern“ in die Schuhe und kann sie deswegen risikolos berichten:

Ein Hauptbeweis ihrer [sc. der Zauberer] nichtigen Prahlerie ist wohl der, dass sie den Maulwurf, welchen doch die Vorsehung so offenbar vernachlässigte, dass sie ihn mit beständiger Blindheit schlug, in die Finsterniss verbannte und gleich wie einen Begrabenen unter die Erde verwies – für das bewunderungswürdigste aller Thiere halten. Sie vertrauen auf keine andern Eingeweide so sehr als auf die des Maulwurfs, kein Thier eignet sich nach ihnen besser zum Götterdienste,

ja sie versprechen Dem, der dessen frisches noch schlagendes Herz verzehrt, glücklichen Ausgang der ihm gemachten Weissagungen und noch zu vollendender Geschäfte. Ein einem lebenden Maulwurfe ausgerissener Zahn soll angebunden das Zahnweh vertreiben [...] Am wahrscheinlichsten wird man noch die Behauptung finden, dass der Maulwurf gegen die Bisse der Spitzmaus helfe, weil letzterer (wie schon oben gesagt) die durch Gleisen niedergedrückte Erde verderblich ist (Buch XXX, Kap. 7).

Als Beispiel für einen auf dieser Überlieferung beruhenden und bis in die frühe Neuzeit viel gelesenen mittelalterlichen Text, der an mehreren Stellen Tiere als Heilmittel empfiehlt und dabei allopathische und magisch-homöopathische Konzepte vermischt, sei hier das Lehrbuch Ortolds von Baierland aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts genannt.⁹ Aus der „homöopathischen“ „Dreckapotheke“ stammt der weiße Hundekot, der gegen ein bösartiges Geschwür in der Kehle (squinancia) helfen soll (105, 6): „Es ist auch aussermassen gut, ob man gibt weyssen hundes mist mit kaltem wasser zu trincken.“ Pulverisierte Regenwürmer werden gegen maligne Drüsen (scrofula) aufgestreut, die beim Herausschneiden schwer heilende Wunden hinterlassen haben (99, 7): „Nym hönigk vnd regen wurm, ytlich gleich, prenn sy jn eynem haffen zu puluer, sehe es in dy wunden, es heylet sere.“ Auf magischem Weg, über die optische Ähnlichkeit, sollte einem Befall mit Maden vorgebeugt werden; heute würde man eher (wenn auch nicht mit einem solchen Zaubermittel) deshalb Maden einbringen, weil sie das faule Fleisch vertilgen. Koralle ist – zumindest nördlich der Alpen – nicht nur selten und kostbar (Singularitätsmagie), sondern wirkt auch über ihre rote Farbe (Similemagie) als Bestandteil eines Sirups gegen Bluthusten (107, 7) und als Bestandteil von Pillen gegen Schwindsucht (phthisis, 109, 9).

Dagegen bringen auch Kontraste einen heilsamen Ausgleich, das Vorgehen, das die wissenschaftliche Medizin der Zeit nahe legt und das auch Ortolf favorisiert: Das als „kalt“ geltende Huhn kühlt das erhitzte Gemüt bei Verwirrheitszuständen ab und beruhigt (83, 6): „Man sal auch ein hün nemen vnd sal esz auf reyszen an dem ruck vnd leg es jm auf das haupt vnd an die stiren, esz senfftet serr.“ Geradezu dramatisch ist die Behandlung der gefürchteten Fallsucht: Gegen Epilepsie wird das zu Pulver gebrannte Herz eines Wolfes (beim männlichen Patienten) bzw. einer Wölfin (bei einer Frau) verabreicht (87,11), ergänzt durch pulverisierte Froschleber (87,8): „Nym eynen vrosch, sneid in auf an dem ruck vnd nym dy leberen dar ausz vnd wint sy in ein kol plat vnd prenn sy jn eynem scherben zu puluer. Gib sy jm zu trincken mit warmem wein. Hilfft es von ersten nit, so gib jm sein als lang, pisz er gesunt werde, es hilft sere.“ Als Erklärung mag dienen, dass die „heiß-trockenen“

Organe Herz und Leber den stockenden kalt-feuchten Schleim, der die Anfälle auslöst, zu neutralisieren vermögen, wobei ein rabiates Tier wie der Wolf einerseits und ein kalt-feuchtes Tier wie der Frosch anderseits als „homöopathische“ Spender offenbar als besonders wirkungsvoll galten.

Tierische Drogen waren also selbstverständliche Bestandteile von Medikamenten, aber Tiere wurden auch in der wissenschaftlichen Diätetik eingesetzt, genauso wie wir heute gesundes und ungesundes Fleisch unterscheiden. Ortolf empfiehlt beispielsweise Lamm und Huhn als leichte Krankenkost und für Rekonvaleszenten. Eine wichtige Rolle spielt bei ihm das alte Huhn, das als Suppe gekocht wird. Es ist extrem kalt-trocken, wirkt also ausgleichend gegen heiß-feuchte Krankheiten, besonders gegen (fiebrigen) Durchfall: „Geet er aber zu vast zu stul, so [...] seüd jm ein alt hün mit einem quintin gummi arabici vnd tragant [beides bindet gallertartig die Flüssigkeit] vnd sumach [Essigbaum, sehr bitter, wirkt adstringierend], yegliches gleich, vnd gib jm das söd zu drincken (24, 3).- Jst er aber zu sere zu stul gegangen, so [...] gib jm ein söd von eynem alten hun, da zimini vnd kardelmünen [beides wirkt magenberuhigend] jnn gesoten sey (27, 6).“ Wenn wir heute noch Hühnerbrühe als Hausmittel gegen fiebrige Erkältungen mit tropfender Nase einsetzen, dann hat das diese traditionellen humoralpathologischen Gründe. Trotzdem „wirkt“ es natürlich: Die heißen Dämpfe befeuchten wie eine Inhalation die Nasenschleimhaut, das langsame schluckweise Einnehmen lindert den Hustenreiz, das Fett tut in der rauen Kehle gut und das reichlich enthaltene Cystein wirkt gegen zähen Schleim.

Ein weiteres bis heute gültiges Beispiel für den therapeutischen Einsatz von Tieren hat ein weit berühmterer Chirurg als Ortolf notiert. Vom päpstlichen Leibarzt Guy de Chauliac (14. Jh.) wurde der Einsatz von Blutegeln in der Chirurgie ausführlich beschrieben. Er zitiert in seinem Kapitel ‚De sanguisugis‘ hauptsächlich arabischsprachige Autoren, was zeigt, dass diese Praxis auch im Orient verbreitet war:¹⁰

Von den Blutegeln. „Sanguisugacio“ heißt das Entziehen von Blut mittels Blutegeln. Was nun Blutegel sind, ist bekannt, denn sie sind eine Art schwarze Würmer in der Form eines Mäuseschwanzes mit gelben Streifen den Rücken entlang und von einer gewissen Röte in der Bauchgegend. Die sind besser, die in guten Gewässern gefunden werden; dagegen sind die zu meiden, die von grässlicher Farbe sind und einen dicken Kopf haben und die in schlechten Gewässern herangewachsen sind, denn sie sind giftig.

Bezüglich ihres Nutzens sind zwei Fragen zu stellen: Erstens, bei welchen Krankheiten sie helfen, zweitens, wie man sie anwendet und steuert. Zum ersten Punkt sagt Albucasis, dass Blutegel nicht beliebig angewandt werden, nur an Stellen, an denen man keine Schröpfköpfe setzen kann, wie es der Fall ist bei Lippe, Nase, Zahnfleisch und trockenem, dünnem Fleisch, wie bei Fingern und Gelenken. Und laut Avicenna sind sie nützlich bei Schlangenbissen und üblen Geschwüren, aber nicht direkt darauf, sondern drum herum. Und wiederholt werden sie über geschwollenen Prellungen aufgesetzt, die schwer reifen, wie Tidericus sagte. Manche setzen sie auch ein, um Hämorrhoiden zu öffnen; denn sie ziehen mehr aus der Tiefe aus als Schröpfköpfe, wie es oben nach Haly Abbas bereits dargestellt wurde.

Zum zweiten Punkt ist zu sagen, dass solche besonderen Aderlässe nicht bei gefüllten Körpern durchgeführt werden dürfen, wenn nicht eine ausreichende Entleerung vorausging. Danach aber ist es ein Anliegen Avicennas, dass die Egel nicht eingesetzt werden, wenn sie gerade frisch gefangen wurden, sondern man soll sie einen Tag in reinem Wasser halten, bis sie ihren Bauchinhalt ausgeschieden haben. Danach werde die Stelle [wo sie angesetzt werden sollen] kräftig gewaschen und gerieben, bis sie rot wird, oder mit etwas Blut bestrichen oder ein bisschen eingeritzt, damit etwas Blut herausfließt, und sie werden mit den Händen oder mit einem Schilfrohr angesetzt. Und es sollen zwei oder drei angesetzt werden oder eben so viele, wie nötig sind, um die für nötig erachtete Blutmenge zu entziehen. Später, wenn sie angeschwollen sind, fallen sie von selbst ab oder man kann auch ihre Köpfe mit Essig begießen oder mit geriebenem Salz oder mit Aloe oder sie werden mit einem Faden oder einem Rosshaar oder etwas ähnlichem abgetrennt. Es könnte auch nützlich sein, danach die Stelle abzusaugen und mit Essigwasser zu waschen. Wenn das Blut weiter fließt, soll darüber ein Pflaster gelegt werden mit armenischer Tonerde, Galläpfeln, Granatapfelblüten oder anderen Stoffen, die das Blut stillen, und dann wird der Patient wie nach einem normalen Aderlass behandelt. Und wenn dann wegen ihrer Giftigkeit ein bisschen Theriak verabreicht würde, wäre das gut, wie Arnald sagt.

Unter allen mittelalterlichen Autoren ist sicher Hildegard von Bingen am bekanntesten, zumal die Äbtissin aus dem 12. Jahrhundert durch die in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts aufgekommene „Hildegard-Medizin“ heute bei Anhängern komplementärmedizinischer Verfahren sehr präsent ist. Vier der insgesamt neun Bücher der ‚Physica‘, die systematisch alle Kreaturen unter dem Blickwinkel ihrer therapeutischen Wirkung beschreiben, sind den

Tieren gewidmet – das fünfte den Fischen, das sechste den Vögeln, das siebte den Säugetieren (Ameise und Einhorn sind thematische „Ausreißer“) und das achte den „Kriechtieren“, was ein Spektrum von den Schlangen, Eidechsen und Kröten über Regenwürmer, Spinnen und Schnecken bis zum sagenhaften Drachen und Basilisk einschließt.¹¹ Das Kapitel vom Bären (Buch 7, Kap. 4) enthält z. B. folgende Ratschläge gegen Haarausfall:¹²

[...] Aber wenn dem erwachsenen Menschen zuerst die Haare auszufallen beginnen, dann mische er Bärenfett mit etwas glühender Asche, die aus Weizen- oder Roggenstroh gemacht ist, und damit bestreiche er seinen ganzen Kopf, und besonders dort, wo die Haare auszufallen beginnen. Dann enthalte er sich lange, damit er nicht seinen Kopf von dieser Salbung wasche. Und so tue er oft, und seine Haare, die noch nicht ausgefallen sind, werden durch diese Salbung so befeuchtet und gestärkt, dass sie für lange Zeit nicht ausfallen [...] (a. a. O., S. 454 f.)

Zum Vergleich hier die erheblich konkretere Anwendungsempfehlung der „Hildegard-Medizin“, die Bärenfettasche bei Haarausfall bzw. Alopecia areata (kreisrunder Haarausfall) rezeptiert:¹³ Als Zutaten werden 1 kg Roggenstroh sowie 40 g Bärenfett benötigt. Das Stroh wird zu 10 g Asche verbrannt, mit dem Fett zu einer Salbe verrührt und diese am ganzen Kopf (gemeint ist wahrscheinlich die behaarte Kopfhaut) einmassiert. „Diese Einreibung bleibt drei Tage auf dem Kopf und wird nachts mit einer Wollmütze abgedeckt. Das Mittel wirkt nur, wenn die Haarwurzeln noch vorhanden sind.“ Es folgt eine typische, aber nicht unbedenkliche Psychologisierung des Symptoms: „Die meisten Patienten mit Haarausfall sind psychisch gestört oder haben manchmal einen schweren Schock erlitten. Im allgemeinen betrifft die Alopezie Menschen, denen es schwer fällt, aus der Welt des Kindes in die der Erwachsenen überzugehen.“ Auf Hildegard kann sich der Autor hiermit nicht berufen. Bei ihr wird vor dem Genuss von Bärenfleisch gewarnt, weil es „den Menschen in Begierde entzündet“. Ansonsten helfe ein Stück gegerbtes Bärenfell gegen Angst und Unruhe, wenn man es wärmend auf Magen- und Herzgegend legt. Bärenfett kann auch als veredelnde Zutat zu Salben beigegeben werden. Die moderne Bearbeitung wählt also aus, deutet großzügig um (hier vom Stoppen des Haarausfalls zum neuen Haarwuchs) und setzt Begriffe ein, die Hildegard unbekannt waren. Problematisch sind vor allem die grob entstellenden Einschübe zur Psychogenese von Krankheiten, die Hildegard fremd war.

Fast schon als gewissenlos kann man die Passage zur Krebsprävention bezeichnen. Der Abschnitt beginnt mit einem vorgeblichen Zitat aus den

‚Physica‘, das eigens in Anführungszeichen gesetzt wird (a. a. O., S. 168): „‚Ein Mensch, der von der Präkanzerose geplagt wird, esse oft [2- bis 3mal wöchentlich] Rehleber, und es räumt mit der Präkanzerose auf.‘“ Der Autor fährt fort: „Mehrums wöchentlich Rehleber zu Leberknödeln, Leberspätzle oder gebratener Leber zum Mittagessen mitreichen. Die Rehleber gehört bei den Jägern zum ‚Aufbruch‘ und wird von ihnen als Delikatesse geschätzt. Vermutlich treten deshalb Krebsleiden bei Jägern und Förstern nicht so häufig auf.“ Liest man nun gespannt bei Hildegard nach, so steht im Kapitel zum Reh (Buch 7, Kap. 11): „[...] Ein Mensch aber, der von ‚wicht‘ geplagt wird, der esse oft von seiner Leber, und sie unterdrückt den ‚wicht‘ in ihm.“ Das unbekannte deutsche Wort „wicht“ steht isoliert im sonst lateinischen Text. Niemand weiß, was damit gemeint ist, „Präkanzerose“ aber sicher nicht, denn den Begriff gab es im 12. Jahrhundert nicht.

Insgesamt ist in der „Hildegard-Medizin“ – sicher dem Zeitgeschmack entsprechend – die Organotherapie zugunsten von Pflanzen und besonders Edelsteinen stark reduziert. Man findet noch Einreibungen mit Hasengalle gegen Schuppenflechte (die bei Hildegard „Lepra“ heißt), Dachslebersalbe gegen Rheuma und Arthritis (bei Hildegard gegen „Gicht“ und verrenkte Glieder) sowie Dachsfell gegen Durchblutungsstörungen, Krampfadern und diabetische Gangrän (bei Hildegard gegen „krankes und schwarzes und fleckiges Fleisch“).

Mit diesen Beispielen ist jedoch das tierische Repertoire der „Hildegard-Medizin“ schon erschöpft, ganz im Gegensatz zur mittelalterlichen Vorlage.

Unter den medizinischen Systemen, die in nennenswertem Stil Tiere einsetzen und heute noch praktiziert werden, ist unbedingt die Homöopathie zu nennen. In diesem von Samuel Hahnemann (1755-1843) entwickelten Konzept wird das alte magische Konzept der Similienwirkung in die Moderne übertragen. Die Liste der tierischen Drogen umfasst etwa 50 Positionen und reicht von Ambra grisea bis Vipera torva (Kreuzotter). Sie enthält gängige Mittel der Alten Medizin, die teilweise hier schon erwähnt wurden (Castoreum canadense – Bibergeil, Moschus, Corallium rubrum – Rote Koralle, zahlreiche Giftschlangen, Bufo rana – Kröte,) ebenso wie Modezutaten des 18. Jahrhunderts (Cantharis vesicatoria – Spanische Fliege,¹⁴ Asteria rubens – Roter Seestern, Sepia officinalis – Tintenfisch). Kuhmilch (Lac vaccinum) hört sich harmlos an, Hundemilch (Lac caninum) und Pferdeembryo (Hippomanes) sind schon etwas exotischer, Kreuzspinne (Aranea diadema), Stinktief (Mephitis putorius) und Tarantel (Tarantula hispanica) gehören in die von Nikolaus von Polen begründete Tradition der Verwendung abstoßender Kreaturen. Als Beispiel für das heute verbreitete, stark simplifizierende homöopathische Typisieren, das mit der Klassischen Homöopathie nur noch wenig zu tun hat, sei das

Arzneimittelbild der Honigbiene (Apis) vorgestellt.¹⁵ Deren Eigenschaften werden teilweise aus anthropomorphen Zuschreibungen und Tiermetaphern, teilweise aus den Wirkungen des Bienenstichs komponiert:

Wie die Honigbiene, es sind arbeitsame, fleißige Menschen. Folge: Es kommt wegen sehr viel Arbeit zum Mangel an sexueller Aktivität. Apis ist ein gutes Mittel aus Folgen von mangelnder Sexualität. Hat Abneigung gegen Geschlechtsverkehr oder Begierde, aber niemand ist da. Typisch: Erotische Geisteskrankheit (sieht man aber nicht so häufig!). Beschwerden infolge von Eifersucht, schlechten Nachrichten, Schreck oder Zorn. Apis neigt zu bissigen und stichelnden Bemerkungen (denken Sie an die Biene!). Ein großes Mittel für akute wie für chronische Leiden! Hauptmittel bei Anaphylaxie!! (wie auch Calc). Typisch sind Schwellungen-Ödeme (weiß, glasig, durchscheinend, wässrig), z. B. im Mund Zäpfchenödem. Entzündungen bei Erysipel, Abszessen, Furunkeln. Das Mittel wirkt gut bei Ergüssen der serösen Häute! Hat Aszites (ohne Durst). Rheumamittel (!!), typisch bei rheumatischen Gelenkerscheinungen sind begleitend die Gelenkschwellungen!! Apis ist im Fieber durstlos, hat auch sonst wenig Durst. Im Fieber wechseln trockene Haut und Schweißausbrüche miteinander ab. Keynote (selten): Cry [!] encephalique; dieser schrille Schrei findet sich im Koma, bei Fieber, im Schlaf, oder bei Meningitis. Beziehung zum Kopf: Liegt im Bett und rollt mit dem Kopf. Hat Ödeme unter den Augenlidern. Die Nasenspitze ist kalt und rot. Starke Beziehungen zu Ovarien (Schmerzen, Zysten, Schwellungen). Konstriktionsgefühl in verschiedenen Organen. Wenn sie gestreckt ist kommen die Bauchschmerzen. Schmerzen: Brennend und gleichzeitig stechend wie von Nadeln. Apis hat plumpe und ungeschickte Bewegungen, läßt oft etwas fallen. Das Mittel wirkt verstärkt rechts.

< 16 – 18 Uhr, Wärme, bes. in warmem und geschlossenem Raum, durch Druck, Berührung

> Kälte, kalte Umschläge, frische Luft, Bewegung

Kurze Zusammenfassung: Fleißige Menschen, Beschwerden infolge von Eifersucht. Anaphylaxie. Ödeme und Schwellungen sind typisch. Gut bei Ergüssen der serösen Häute. Meningitis (evtl. mit Cry encephalique). Durstlos im Fieber. Rheuma. Bezug zu Ovarien. Schmerzen brennend und stechend. Wirkt mehr rechts. < Wärme, Berührung, Druck. > Kälte, Bewegung.

Von der Spanischen Fliege sei nur die kurze Zusammenfassung zitiert (a. a. O., S. 64). Dieses Arzneimittelbild ergibt sich aus den unmittelbaren

Giftwirkungen, die der Käfer hervorruft, und aus seiner (vermeintlich) aphrodisierenden Wirkung:

Fixe Ideen. Hydrophobie. Starke Sexualität. Affinität hauptsächlich zum Urogenitalsystem, zur Haut, zum Atemtrakt. Brennende Schmerzen sind typisch. Schmerzhaftes Überempfindlichkeit der Genitalien mit starkem Sexualdrang. Verbrennungsmittel (brennende Haut mit Blasen). Brennende Atemtraktbeschwerden. < Trinken von kaltem Wasser, Berührung, Urinlassen. > Wärme, Reiben.

Ein typisches „Frauenmittel“ ist *Sepia officinalis*. Auch hierzu die Kurzcharakteristik (a. a. O., S. 228), deren Zustandekommen nicht ohne Weiteres rekonstruierbar ist:

Meist bei Frauen. Eingriff in das hormonelle System. Ehrlichkeits- und gerechtigkeitsliebend. Weint beim Erzählen von ihrer Krankheit. Stase! Emotionslos. Gleichgültigkeit gegen liebe Freunde und Familienmitglieder. Alles ist zu viel. Erschöpfung. Reizbar. Folgen von Säfteverlusten, sexuellen Ausschweifungen, Erregung, Zorn, nach Abort. Leiden in und ab der Schwangerschaft. Im Klimakterium. Aversion gegen Sex. Bewegung bessert! Gelbe Flecken auf der Haut (z. B. Sattelnase). Hauptwirkung Unterleib. Uterusprolaps, preßt die Beine zusammen. Schmerzhafter Koitus. Viel Fluor. Magenleere. Gefühl als ob eine Kugel im Rektum sitzt. Ekzeme in den Gelenkfalten. < morgens, abends, vor und bei den Menses, in der Schwangerschaft, Ruhe, Kälte. > Bewegung.

Während sich sowohl allopathische als auch homöopathische (bzw. similes-magische) Wirkweisen jeweils einem rationalen medizintheoretischem „System“ zuordnen lassen, ist dies bei Wunderdrogen nicht der Fall. Wunderdrogen müssen in erster Linie mit der Tradition argumentieren und können allenfalls zusätzlich ihre besondere Kostbarkeit oder Seltenheit (oder Gruseligkeit) betonen. Die bekannteste tierische Wunderdroge der Alten Welt war der Geier; Geiertraktate waren in ganz Europa verbreitet, sowohl lateinisch als auch in den Volkssprachen. Es scheint tatsächlich auch an der Nordseite der Alpen Exemplare gegeben zu haben, so dass wir nicht durchgängig mit gefälschten Drogen rechnen müssen. Von der Faszination und der magischen Kraft des Vogels zeugt sogar noch in unserer Zeit der Heimatroman ‚Die Geier-Wally‘ Wilhelmine von Hillerns, der im ausgehenden 19. Jahrhundert ein Bestseller war, zweimal erfolgreich verfilmt wurde und inzwischen zu Musical-Ehren gelangt ist. Eine Anregung für die Wahl ausgerechnet dieses

hässlichen Aasfressers war sicher ein Kapitel aus dem spätantiken ‚Physiologus‘, das den Vogel recht hoch einschätzt und – wenn auch allegorisch – in Beziehung zur Medizin bringt. Wegen seiner wunderbaren Tiergeschichten war der frühchristliche Text mit seiner patristischen Dingexegese sehr beliebt, bildete die Grundlage des mittelalterlichen Naturwissens und prägte im ganzen Mittelalter die symbolische Ikonographie für religiöse Darstellungen aller Art.¹⁶

Wohlgesprochen hat unser Herr Jesus Christus im Evangelium: „Wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen!“ [Matth. 24, 19] Der Physiologus hat vom Geier gesagt, dass er in den höchsten Orten und Gipfeln wohnt und schläft auf den hohen Felsen und auf den Zinnen der Berge. Wenn er nun schwanger ist, fliegt er nach Indien und holt den Gebästein. Der Stein hat die Gestalt einer Nuss. Wenn man ihn schüttelt, springt darin ein zweiter Stein wie eine klappernde und klingende Schelle. Wenn das Weibchen Wehen hat, nimmt es den Stein, setzt sich darauf und gebiert ohne Qual. Deutung: So nimm auch du, Mensch, der du schwanger bist mit dem heiligen Geist, den geistlichen Gebästein, den, den die Bauleute verworfen hatten, der zum Eckstein geworden ist, und auf ihm sitzend wirst du, wie der Prophet Jesaja gesagt hat [Jes. 26, 17-18] den Geist des Heils gebären [...] Schön spricht der Physiologus über den Geier.

Über den medizinischen Geiertraktat existieren inzwischen zwei Dissertationen mit zahlreichen Textbeispielen, von denen ich hier nur eines aus dem Londoner Cod. Wellcome 554 wiedergebe, in dem der Körper des erlegten Geiers vielfältig genutzt wird:¹⁷

Sant Jeronimus fand in ainem bu^och vil ertzni von vogeln vnd fand uon dem giren: Wer in zu^o der ertzni haben wil, der sol jn on ysen töten, e er dez jnnen werd; wann verstaet er sich daß er nit genesen mag, so verschlindet er daß hirn. Man sol in zu^o hand zerliden, dar vmb daß die ertznie nit dorre. Eß ist kain ertznie, komet deß girn hirn dar zu^o, sú ist dester besser vnd músraut númer. Wa der mensch geschwillet, salbet er sich mit deß giren hirn er enschwillet zehand. Item wer den stechen haut oder dem jn der syten we ist, trinckt er deß giren hirn jn warmem win, er wirt gesund. Item so dem wib j^or siechttag nit kompt, so sol sú deß giren hirn trincken in warmem win, vnd zehand komet es j^or vnd fürbet [= reinigt] sú. Item so du jnn verstellen wilt, so brenn sin húrn zepuluer vnd ysse daß in gersten brot ain wenig: der siechttag verstaet zu^o hand. Item deß giren flaisch sol man do^orren vnd sol eß

behalten: Vnd wenn ain wietenden hund ain gebüßet, isset er daß giren flaisch: er geschwillet nümer vnd das vngenant komet nümer zu°. Item wem die zen we tu°nd, der niem deß giren ougen vnd sinen schnabel vnd brenn die zu° puluer vnd temperier daß mit warmam wasser vnd nim daß in den mund, so wirt di°r baß. Item müsch sin hirn mit o°l vnd leg eß zu° der nasen: daß vertribt alleß daß übel, daß in dem hopt ist. Item sin zungen hab in dem rechten schu°ch, daß ist fast nütz in dem wider mu°t. Item brichest du sin zungen us on ysen vnd bindest sij in ain tu°ch vnd henck eß an den hals: weiß du denn bittest, deß wirstu denn gewert. Item sin audren an den fettachen [= Flügeln], die leg an din achslen oder an din arm oder an din hend, so genüst du von vil siechtagen. Item die audern an sinen fu°ssen: die sol man wol behalten, wenn sij allen siechen lüten nütz sind. Item sin gallen müsch mit fenchel saft vnd manubren [für marrubium = Andorn] vnd mit o°l vnd mit humelß honig vnd salb da mit dú o°gen deß morgenß vnd deß aubentz: daß benimpt di°r allen schmerzen. Item sin blu°t ist gu°t für die ruden. Item sin federn sind gu°t zu° mengen dingen: Bind sij ainer frowen an den lincken fu°ß, so wirt sú ledig von dem kind, vnd alß bald sú ledig werd, so lauß die wider ab. Item sin schemer [für smer = Fett] rösch mit o°l vnd misch wachß: eß gestillet den krancken vnd machot die auder gesunt. Item wem die fu°ß we tu°nt, der bind den rechten fu°ß deß girn an sinen lincken fu°ß vnd den lincken an den rechten.

Es ist nun an der Zeit, nach der Bedeutung tierischer Heilmittel in der heutigen Medizin zu fragen. Dazu ist zunächst vorzuschicken, dass über 50 % aller bei uns verkauften Arzneimittel tierische Ausgangsstoffe haben, hauptsächlich vom Rind. In der BSE-Diskussion der letzten Jahre ist das überhaupt erst ins Bewusstsein der Bevölkerung gedrungen und hat große Besorgnis ausgelöst, obwohl nach menschlichem Ermessen keine Ansteckungsgefahr besteht. Als „Organotherapie“ wird dies jedoch nicht bezeichnet. Schon in der Alten Medizin waren ohne jeden „magischen“ Hintergedanken z. B. tierische Fette als Salbengrundlage in Gebrauch. Den Empfehlungen von Plinius (Buch XXVIII, Kap. 37) folgend, bevorzugt beispielsweise Ortolf von Baierland Schweineschmalz, verwendet aber auch Gänsefett sowie Hirsch-, Bocks-, Schaf- und Hammeltalg. Von solchen Fetten zum Einreiben bei extrem trockener Haut ist heute Murmeltierfett (Murmelin®) nach wie vor gefragt, ebenso wie Nerzöl. Über zwei Jahrtausende alt¹⁸ ist ferner die Praxis, empfindliche oder geschädigte Haut mit Sauermolke zu waschen (Lactisan®) und ihre milde verdauungsfördernde Wirkung zu nutzen (Lactisol®). Auch Honig erfreut sich ungebrochener Beliebtheit, vor allem als Hausmittel

bei Erkältungskrankheiten. Neuens Datum ist der Einsatz von Tieren als Produzenten von Sera oder Hormonen. So wird z. B. Diphtherie-Antitoxin vom Pferd gewonnen und Immunsera gegen Schlangen- und Skorpiongift stammen vom Pferd oder von der Ziege. Obwohl die Östrogenbehandlung von Wechseljahrsbeschwerden der Frau verbreitet (wenn auch neuerdings umstritten) ist, wissen nur wenige Anwenderinnen, dass diese Hormone aus dem Harn trächtiger Stuten aufbereitet werden (Climarest[®], Climopax[®], Presomen[®]).

Eher in den Bereich der Wunderdrogen fällt die Frischzellen- bzw. Thy-mustherapie, die mit ihren verschiedenen Formen auf eine lange Tradition der Suche nach dem Jungbrunnen zurückblicken kann. Die aus dem 18. Jahrhundert stammende Idee ist, durch Zufuhr fötalen Gewebes dem natürlichen Alterungsprozess und Degenerationserscheinungen entgegen zu wirken (die Experimente mit Blut, von dem man sich Ähnliches erhoffte, sind gescheitert); in die naturwissenschaftlich basierte Medizin hat diese Therapieform wegen mangelnder Reproduzierbarkeit der Ergebnisse keinen Eingang gefunden. Man verwendet heute gern fötale Schafs- und vor allem Kalbsorgane aus Australien und Neuseeland, die in allen möglichen Zubereitungsformen auf dem Markt sind und meist in einer mehrwöchigen Stufentherapie (erst Dilutionen, dann Solutionen) als Injektion oder oral verabreicht werden. Es gibt Mischungen aus verschiedenen Organen und Präparate, die nur Zellen eines einzigen Organs enthalten. Beliebt sind als Zutaten symbolträchtige Organe, wie Ovarien, Testes, Plazenta und Herz vom Rind. Zur weitgehenden Vermeidung allergischer Reaktionen werden die Zellen lyophilisiert, um so die Spezies-Spezifität möglichst zu vermindern. Bei einer Reihe von Krankheiten, die mit Organabbau einhergehen, soll so „spezifisch“ per Similewirkung geholfen werden. Bovine Organlysate werden gegen Schwächezustände (besonders bei Altersschwäche, z. B. Regeneresen[®], Geriaplasma[®] und NeyGeront[®]), als Roborantien (Activanad-N[®] enthält außer Hefe und Koffein auch Leberextrakt) sowie als Nootropika eingesetzt: Kälberblut soll gegen Durchblutungsstörungen aller Art nützen (Actovegin[®]) und Schweinehirn gegen Hirnleistungsschwäche (Cerebrolysin[®]). Gegen Durchblutungsstörungen und Schmerzen im Bewegungsapparat kommen auch Salben aus Eierstock und Hodenextrakt vom Rind zum Einsatz (Intradermi N[®], Neydin-F[®], Poliomyelan[®]). Die jeweiligen Indikationen sind in vielsagender Weise relativ allgemein gehalten; so finden wir gemischte tierische Organzubereitungen z. B. auch unter den „Umstimmungsmitteln“ (NeyTroph[®] gegen Muskel- und Nervenerkrankungen, Ribo-Wied[®] gegen Hypotonie, Neurasthenie und den „geriatrischen Symptomkomplex“) sowie bei den „klimakterischen Beschwerden“ (außer Ribo-Wied[®] auch Solcosplen[®] aus Kälbermilch). Thy-

musextrakt von Kälberföten soll wegen der unterstellten immunstimulierenden Wirkung nicht nur gegen Allergien und chronische Infektionen helfen (Neythymun f[®]), sondern sogar eine Krebsbehandlung unterstützen und vor Metastasenbildung schützen (Wobe-Mugos Th[®]). An dieser Stelle ist anzumerken, dass in der medizinischen Grundlagenforschung die hoffnungsbeladenen (embryonalen) Stammzellen die zeitgenössische Entsprechung der tierischen „Frischzellen“ darstellen; auch von den Stammzellen erhofft man sich die Erfüllung medizinischer Utopien, wie ewige Jugend und problemlosen Organersatz nach Maß. Die Erwartungen, die man in Tiere als Organproduzenten gesetzt hat, sind demgegenüber momentan etwas gedämpft; die Xenotransplantation von (genveränderten) Schweinenieren, Affenherzen usw. kommt nicht so recht voran.

Nicht eingehen kann ich hier auf andere Kulturen, in denen Tiere als Heilmittel benutzt werden. Am bekanntesten dürfte hierzulande vielleicht die traditionelle chinesische Medizin sein, aber in allen Ländern, deren Medizin magisch inspiriert ist, sind tierische Drogen zu finden, vor allem im Bereich der Aphrodisiaka und der Fruchtbarkeitssteigerung. Immer wieder einmal geht beispielsweise durch die Presse, dass die selten gewordenen Tiger hauptsächlich deswegen getötet werden, weil man ihren pulverisierten Sexualorganen in Ostasien eine entsprechende Kraft zuschreibt. Auch gestoßenes Elfenbein war wegen der phallusähnlichen Form des Elefantenzahns eine solche Fruchtbarkeitsdroge.

Zum Schluss sei statt einer Vertiefung dieses Aspekts noch ein ganz anderer Bereich des therapeutischen Einsatzes von Tieren wenigstens angesprochen: Viele Tiere wirken positiv auf die Psyche und beeinflussen so auch indirekt körperliche Beschwerden. Belegt ist die Verminderung der Depressivität bei einsamen Menschen, wenn sie sich um ein Haustier kümmern können. Schmerzpatienten benötigen mit Haustier weniger Medikamente und auch zu hoher Blutdruck wird gesenkt. Dass Aquarien beruhigend wirken sollen und deshalb für die Büros von Managern empfohlen werden, ist seit Jahrzehnten bekannt. Neueren Datums ist der Einsatz von Tieren bei gefährdeten Jugendlichen, die so erst einmal lernen können, sich für andere (und speziell für den Therapeuten) zu öffnen und mit anderen zu kommunizieren. Außerdem fördert die nötige Pflege eines Tiers das Verantwortungsgefühl. Beliebt sind Tiere auch in der Behindertenpädagogik: Durch die Arbeit mit Delphinen, aber auch mit Ponys wird beispielsweise die Körperkoordination verbessert.

Fassen wir zusammen: Tiere spielen in allen medizinischen Systemen, zu jeder Zeit und in jeder Kultur, eine wichtige Rolle als Heilmittel. Das gilt so-

wohl für Konzepte, die überwiegend mit übernatürlichen und immateriellen Kräften argumentieren, als auch für medizinische Modelle, die auf rational-naturwissenschaftlicher Basis beruhen. Magie folgt durchaus ihrer eigenen Logik und ist nicht mit primitivem Aberglauben gleichzusetzen; bei der Organotherapie spielt vor allem die Similemagie eine wichtige Rolle. Auch in der Medizin unserer Zeit sind Tiere aus der Heilkunde nicht wegzudenken und selbst in modernen Industriestaaten finden wir ein Nebeneinander von magischen und naturwissenschaftlichen Vorstellungen.

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu Reinhold Scholl: *Der Papyrus Ebers. Die größte Buchrolle zur Heilkunde Altägyptens*. Leipzig: Universitätsbibliothek, 2002 (Schriften aus der Universitätsbibliothek Leipzig, 7).

² Hiermit folge ich der Übersetzung von Wolfhart Westendorf: *Handbuch der ägyptischen Medizin*. Leiden, Boston, Köln: Brill, 1998 (Handbuch der Orientalistik, Abt. 1: Der Nahe und Mittlere Osten, Bd. 36), S. 646.

³ Allerdings gibt es auch die „echte“ heilende Hundszone: Meinolf Schumacher: *Ärzte mit der Zunge. Leckende Hunde in der europäischen Literatur. Von der patristischen Exegese des Lazarus-Gleichnisses (Lk. 16) bis zum ‚Romanzero‘ Heinrich Heines*. München: Aisthesis, 2003.

⁴ Ich zitiere dementsprechend: *Aus der heylsamen Dreck-Apotheke. Kuriose Hausmittel von anno dazumal*. Ausgewählt, glossiert und mit einem Vorwort versehen von Ingeborg Hecht. Freiburg, Basel, Wien: Herder, 1979 (Herder-Bücherei, 738).

⁵ Carmen Thomas: *Ein ganz besonderer Saft – Urin*. Köln: vgs, 1993.

⁶ C. Plinius Secundus: *Naturgeschichte*. Übers. u. m. Anm. vers. v. G. C. Wittstein. 5. Bd. Leipzig 1882, hier Buch XXVIII, Kap. 18.

⁷ Zur Person und seinem Werk vgl. als Einführung: Gundolf Keil in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Bd. 6 (1987), Sp. 1128-1133.

⁸ Plinius (wie Anm. 6), Buch XXIX, Kap. 18, 21 und 22.

⁹ Ich zitiere die Handschrift HB XI 11 der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart, deren Edition ich vorbereite.

¹⁰ Guigonis de Caulhiaco *Inventarium sive Chirurgia magna*. 1. Bd.: Text. Hg. v. Michael R. McVaugh. Leiden, New York, Köln: Brill, 1997 (Studies in Ancient Medicine, 14.1), Tract. VII, Doct. I, Cap. 1, S. 402 f. Die Übersetzung stammt von mir. Da heute nicht alle Patienten mehr Blutegel schätzen, die abgesonderte Blut verflüssigende Substanz (Hirudin) jedoch eine thera-

peutische Wirkung hat, sind entsprechende konfektionierte Einreibungsmittel (Salbe, Gel) unter dem Namen Exhirud® auf dem Markt.

¹¹ Ich zitiere folgende Übersetzung: Hildegard von Bingen: Heilkraft der Natur – ‚Physica‘. Rezepte und Ratschläge für ein gesundes Leben. Das Buch von dem inneren Wesen der verschiedenen Naturen der Geschöpfe. Übers. v. Marie-Louise Portmann. 4. Aufl. Freiburg, Basel, Wien: Herder, 1997 (Herder-Spektrum 4159).

¹² Parallelen finden sich bei Plinius, a. a. O., Buch XXVIII, Kap. 46.

¹³ Ich benutze folgendes „Kurzlehrbuch“: Wighard Strehlow: Hildegard-Heilkunde von A-Z. Kerngesund von Kopf bis Fuß. München: Knaur, 1998 (Knaur Taschenbuch 77327), hier S. 115 f.

¹⁴ Auch dabei finden sich noch Anklänge an Plinius, hier Buch XXIX, Kap. 30.

¹⁵ Herangezogen wird Manfred Tauscher: Therapiehandbuch Homöopathie. Materia medica mit Fallbeispielen. Ulm, Stuttgart, Jena, Lübeck: Gustav Fischer, 1998, hier S. 22 f. ohne Textauszeichnungen. Dieser Autor benutzt nur eine Auswahl von 21 tierischen Drogen.

¹⁶ Der ‚Physiologus‘ gehört zu den Texten, die man auch im Internet findet, so z. B. unter: www.interment.de/pelures/Internot/www/lit/physiologus.htm

¹⁷ Rainer Möhler: ‚Epistula de vulture‘. Untersuchungen zu einer organotherapeutischen Drogenmonographie des Frühmittelalters. Pattensen: Wellm, 1990 (Würzburger medizinhistorische Forschungen, 45). Das Textbeispiel stammt aus: Joachim Stürmer: Von dem gîre. Untersuchungen zu einer altdeutschen Drogenmonographie des Hochmittelalters. Pattensen: Wellm, 1978 (Würzburger medizinhistorische Forschungen, 12), S. 74 f.

¹⁸ Plinius, a. a. O., Buch XXVIII, Kap. 33.

Esstörungen – Soziale Zuwendung durch Selbstbestrafung

Die heutige Veranstaltung beschäftigt sich mit Essstörungen und mit ihrer Funktion für soziale Anerkennung, soziale Zuwendung. Die Zuwendung also, die man darüber erreicht, dass man seinen Körper als Instrument einsetzt, weil man glaubt, sonst nicht genügend Anerkennung zu bekommen. Das Thema ist heutzutage hochbrisant, nicht nur im Jugendalter, sondern bereits im Kindesalter. Ein kurzer Videoauszug aus einer Fernsehsendung des Kinderkanals wird das am Ende meines Vortrages belegen. Bereits 6- und 7-jährige Kinder machen Diäten, wollen schlank sein, dem Schönheitsideal genügen. Immer mehr Anfragen kommen an Fachvertreter bereits aus dem Bereich von Kindergarten und Grundschule. Bei Jugendlichen ist es inzwischen so, dass eine umfangreiche Jenenser Studie vor kurzem belegt hat, dass unter den Gymnasiasten 20 % der Mädchen und 13 % der Jungen gefährdet sind, eine manifeste Essstörung zu entwickeln. Also, es ist ein verbreiteter Trend, dass Kinder und Jugendliche ihren Körper instrumentalisieren im Sinne von Gewichtsregulation, einmal durch wenig essen, aber auch Gewichtsregulation durch normal oder viel essen mit anschließendem Erbrechen.

Es geht also um die Essstörungen Anorexia nervosa und Bulimia nervosa und die Funktion, die sie für die entsprechenden Personen haben. Die Funktion, die darin besteht, über diesen Weg, der letztlich ein selbstbestrafender Weg ist, soziale Anerkennung zu erlangen. Es handelt sich bei diesen beiden Essstörungen um schwere psychosomatische Krankheitsbilder, bei denen psychische Ursachen körperliche Erscheinungen hervorrufen, die jedoch auf der körperlichen Ebene nicht ausreichend behandelbar sind, d. h., dass eine sinnvolle Behandlung dieser Krankheiten immer auch Psychotherapie erfordert.

Bei der Anorexia nervosa, der sogenannten Pubertätsmagersucht, handelt es sich um eine selbst herbeigeführte Gewichtsabnahme, die mitunter durch Ap-

petitszügler, Abführmittel und/oder harntreibende Medikamente unterstützt wird. Anorexia heißt eigentlich vom Wort her „Appetitlosigkeit“. Diese Patienten sind aber meist alles andere als appetitlos, aber sie sind so diszipliniert, dass sie sich das Essen verbieten, d. h., sie leben eine restriktive Anorexie, eine Anorexie, bei der das Gewicht durch selbsteingeschränktes Essverhalten immer mehr reduziert wird. Man verbietet sich zu essen, man verbietet sich zuzunehmen, man verbietet sich, sich normal zu entwickeln, man weist seinen Körper an abzunehmen, soweit es geht oder bis zu einem bestimmten Wunschgewicht.

Bei der Bulimia nervosa oder der Bulimie handelt es sich vom Wort her um einen Riesen Hunger („Hunger auf einen Ochsen“). Es werden hier große Nahrungsmengen entweder innerhalb kürzester Zeit oder auch über längere Zeiträume aufgenommen, um sie anschließend durch selbst herbeigeführtes Erbrechen wieder loszuwerden.

Eingangs wurde über das gehäufte Vorkommen dieser Störungen berichtet. Wo liegen aber nun die Altersgipfel für beide Störungen? An der Anorexie erkranken bevorzugt Mädchen im Alter von 13 – 20 Jahren. Die Vorkommenshäufigkeit wird heute allgemein mit ca. 2 % unter der jugendlichen Bevölkerung angegeben. Bei der Bulimie liegt der Altersgipfel bei etwa 18 bis 35 Jahren, die Vorkommenshäufigkeit bei 2 bis 4 %, wobei hier noch von einer großen Dunkelziffer auszugehen ist. Auch hier wird ganz überwiegend das weibliche Geschlecht betroffen. Das Verhältnis Männer zu Frauen beträgt etwa 1 : 10.

Wie kann man nach heutigen Erkenntnissen die Entstehung solcher Störungen beschreiben?

Wir gehen heute auch bei diesen Störungen von einem multifaktoriellen Ursachengefüge aus, das die psychische, die biologische und die soziale Ebene berücksichtigt. D. h. individuell begünstigende Faktoren, die genetischer, biologischer, psychischer oder soziokultureller Natur sein können, liegen dem Störungsbild zugrunde, wenn entsprechende auslösende Faktoren hinzukommen, entsteht ein intrapsychischer Konflikt, dem die betreffenden Patienten nur mit einem anorektischen bzw. bulimischen Lösungsversuch begegnen können. Bei entsprechender individueller Störbarkeit oder Vulnerabilität können die auslösenden Faktoren für Außenstehende sehr gering erscheinen, d. h. es kann der Blick eines Freundes oder Vaters sein oder eine

durchaus nett gemeinte Bemerkung. Es können aber auch Hänseleien in der Gleichaltrigen-Gruppe sein oder aber ein Freundschaftsabbruch, der Verlust einer geliebten Bezugsperson und vieles andere mehr. Das wäre das Schema von der multifaktoriellen Genese dieser Essstörungen, also der anorektische, bulimische Lösungsversuch eines intrapsychischen Konfliktes, wobei diese Faktoren für jede Patientin individuell unterschiedlich von der Gewichtung her sein können.

Wann sprechen wir nach der gültigen Nomenklatur von einer Anorexia nervosa? Welche Kriterien müssen dafür erfüllt sein?

Wir unterscheiden bei der Anorexie heutzutage zwei Typen. Einmal den restriktiven Typ, bei dem durch Nichtessen die Reduktion des Körpergewichtes herbeigeführt wird, und eine Form, bei der die Mädchen wenig essen und dieses Wenige auch noch erbrechen. In beiden Fällen resultiert die Gewichtsreduktion und schließlich der anorektische Körperbau. Hier haben wir zum einen den eindeutigen Gewichtsverlust mit einem Body-Maß-Index $< 17,5 \text{ kg pro m}^2$, d. h. dieser Gewichtsverlust muss selbst herbeigeführt worden sein und zwar durch ein pathologisches Essverhalten. Dabei ist die Verleugnung des Krankheitswertes und die Angst vor Gewichtszunahme ein wesentliches Kriterium. Die Mädchen gehen davon aus, dass sie leistungsfähig sind, was ja eine ganze Zeit lang auch der Realität entspricht. Sie sind leistungsfähig, manchmal hochleistungsfähig, weil das Selbstwertgefühl ja zunächst einmal durch die Möglichkeit, den eigenen Körper „im Griff“ zu haben, steigt, aber dann kommt eben schließlich der Zusammenbruch, und das Leistungsvermögen bleibt dann unter dem erwarteten Niveau. Ein weiteres Kriterium ist die Körperschemastörung. Das bedeutet, dass die Patienten sich selbst, ihren eigenen Körper als wesentlich dicker und schwerer wahrnehmen, als er in der Realität ist, während sie andere Personen real wahrnehmen. Ein weiteres Kriterium ist das Ausbleiben der Regel, das bedeutet zum einen, wenn die Mädchen noch jung sind, dass sie überhaupt keine Regelblutung bekommen, zum anderen aber, dass nach einer Zeit des Bestehens der Anorexie die bereits vorhandene Regel wieder aussetzt. Hinzu kommt, dass die Patienten mit dieser Störung nicht nur in der Gewichtsentwicklung, sondern auch in der Größenentwicklung zurückbleiben und dies umso gravierender, je früher die Störung einsetzt.

Welche Kriterien müssen erfüllt sein, um die Diagnose Bulimia nervosa zu stellen?

Hier geht es also um Essattacken, bei denen sehr große Mengen Nahrung in kurzer Zeit konsumiert werden. Manchmal werden diese Nahrungsmengen auch in stundenlangem fortwährendem Essen konsumiert. Der Effekt ist bei beiden Arten der Nahrungsaufnahme gleich, es kommt anschließend zum selbsttherbeigeführten Erbrechen, so dass der größte Teil dieser Nahrung wieder aus dem Körper eliminiert wird.

Der Grund dafür ist zum einen die Esssucht und zum anderen die krankhafte Furcht, zu dick zu werden. Die Patienten beschäftigen sich nahezu unentwegt mit Essen und mit Kalorien. Diese Beschäftigung nimmt häufig ihren gesamten Tag in Anspruch. Häufig kommen noch Missbrauch von Medikamenten (Appetitzügler, Abführmittel, harntreibende Medikamente), Alkohol und Drogen hinzu.

Es gibt zwischen Anorexie und Bulimie bei ein und derselben Patientin unter Umständen fließende Übergänge, d. h. ein und dieselbe Patientin kann anorektische und bulimische Phasen im Verlauf ihrer Störung haben. Das Gewicht bei Bulimie-Patienten liegt meist im Normbereich oder im leicht unterdurchschnittlichen Bereich.

Was sind die häufigsten und am deutlichsten sichtbaren Zeichen einer Anorexia nervosa?

Natürlich ist das auf der einen Seite die ausgeprägte Magerkeit nach einem bestimmten Zeitraum des Verlaufs der Erkrankung, aber wir finden bei diesen Patienten noch sehr viel mehr Krankheitszeichen. So haben sie häufig eine trockene, schuppige Haut, haben Mundwinkleinrisse aufgrund der nicht vollwertigen Ernährung, weisen mitunter einen Minderwuchs auf, zeigen im fortgeschrittenen Stadium Haarausfall, während sich auf Schultern und am Rücken wieder eine Flaumbehaarung ausbildet. Häufig finden sich Speicheldrüsenschwellungen, Wasseransammlungen im Unterhautfettgewebe sowie kalte Hände und Füße mit blauen Finger- und Zehenkuppen. Diese Liste könnte noch fortgesetzt werden, dies sind nur die wesentlichen äußeren Zeichen der Erkrankung. Wir wollen aber nicht nur das körperliche Erscheinungsbild betrachten, sondern das Gesamterscheinungsbild. Und wenn wir uns einmal die soziale Seite der Patienten anschauen, so finden wir

in aller Regel freundliche, angepasste Mädchen, die leistungsmotiviert sind, sehr leistungsmotiviert, die sich häufig verausgaben, sich sozial engagieren, die ein bescheidenes bis angemessen selbstbewusstes Auftreten haben, die scheinbar überdurchschnittlich belastbar sind, in den Schulklassen die Freude eines jeden Lehrers, in den Familien dadurch, dass sie „pflegeleicht“ sind, beliebt und damit auch wenig beachtet, weil sie den Eltern das Gefühl geben, meine Tochter/mein Sohn entwickelt sich gut. Sie ist erfolgreich, sie macht mir keinen Kummer, d. h. ich muss mich nicht besonders „kümern“, und genau das ist der Punkt, an dem die Patienten glauben, zu wenig Anerkennung zu bekommen und zum Teil entspricht das auch der Realität, und so entwickelt sich schleichend die Erkrankung als Ausdruck des Rufes nach Zuwendung, der häufig erst sehr spät, nämlich bereits im abgemagerten Zustand, gehört und selbst dann mitunter nicht als dieser Ruf von der Umgebung wahrgenommen wird. Häufig finden wir eine Diskrepanz zwischen dem wahren Leistungsvermögen der Patienten und ihrem Leistungsanspruch in der Form, dass sie sich aufgrund ihres Perfektionsstrebens, ihres Anspruches bei weitem überfordern, was die Umgebung aber auch oft viel zu spät oder gar nicht registriert.

Psychopathologische Kriterien der Krankheit

An dieser Stelle soll ein Auszug aus dem Bericht einer Patientin folgen, der das bislang theoretisch Dargelegte sicher eindrucksvoll ergänzen kann.

Ich sah mich im Spiegel. Dieses Gefühl, zu dick zu sein, wenn ... wie ich es angefangen habe. Ich weiß nur, dass ich begann zu versuchen, bei den Mahlzeiten nicht so viel zu essen, eben statt zwei oder drei Kartoffeln höchstens nur noch eine. Mäkelig war ich ja schon immer, und so fiel es am Anfang gar nicht auf, wenn ich sagte, es schmeckt mir nicht oder ich habe keinen Hunger. Doch lange ging das nicht gut. Bald kam es zu den ersten Auseinandersetzungen mit meinen Eltern bis zu handfesten Streitereien.

Es wurde unmöglich zu Hause. Und so kam es, dass ich mich immer mehr von meinen Eltern entfernte, äußerlich und innerlich. Ich versuchte, den Mahlzeiten zu Hause so gut es ging aus dem Weg zu gehen. Ich war viel bei meinem Freund oder wir gingen essen, sagte ich. Ihn schob ich immer vor und da begann es, dass ich meine Eltern und alle anderen Leute immer mehr belog und am meisten mich selbst.

Wenn meine Eltern nicht dabei waren, stellte ich alles so zurecht, dass es aussah, als hätte ich etwas gegessen, aber das war gar nicht so wichtig und so schlimm für mich in dem Moment, das Wichtigste, was auch meinen Kopf ständig beherrschte, war abzunehmen. Ich wog mich jetzt jeden Tag mehrfach. Außerdem machte ich viel Sport, ging ins Fitness-Studio, ging joggen, zu Hause machte ich viel Gymnastik, Liegestütze, Kniebeugen, alles mögliche. Ja, hatte ich meinen Sport nicht gemacht, war ich total unzufrieden mit mir, fühlte mich unwohl und saß „wie auf heißen Kohlen“. Sofort hatte ich wieder das Gefühl, dicker und dicker zu werden wie ein Hefekloß. In der Zeit ließ auch das Interesse an allen anderen Dingen nach. Es war ja auch total unwichtig.

Auch mein Freund war eigentlich nicht mehr so wichtig, ihn benutzte ich nur noch, damit er sagte, ich hätte gegessen. Ich hatte keine Lust, irgend etwas zu unternehmen. In meinem Kopf herrschte nur der eine Gedanke, was machst du als nächstes? In wie viel Stunden gibt es die nächste Mahlzeit und wie kannst du sie weglassen? Es war eigentlich wahnsinnig viel, was sich in meinem Leben geändert hatte. Alles war anders, ich wollte mich mit meinen Freundinnen nicht mehr treffen, ich war froh, wenn ich allein sein konnte zu Hause. Ich konnte mich auch in der Schule gar nicht mehr so richtig konzentrieren, außerdem war die Schule schrecklich, ich dachte, durch das viele Sitzen nehme ich immer mehr zu. Irgendwann hatte ich dann gar keine Kraft mehr, aber das konnte ich mir zu dem Zeitpunkt nicht eingestehen. Ganz im Gegenteil, ich versuchte, noch mehr Sport zu treiben. Eigentlich hätte ich zufrieden sein müssen mit meinem Gewicht, als ich auf der Waage gestanden habe und es wieder ein halbes Kilo weniger war, aber gleichzeitig wollte ich schon wieder weniger wiegen ...

Aber dann hab ich auch Angst bekommen, als ich bemerkte, dass es immer weiter bergab ging. Es gab nie einen Stopp, trotzdem konnte ich dann nicht mehr essen, ich hatte mich zu weit hineingeritten. Inzwischen war ein Jahr vergangen. Ein Jahr, das für mich verloren war, in dem ich nichts weiter im Kopf hatte, als nicht essen und abnehmen. Während meine Freunde Spaß hatten und ihr Leben genossen, habe ich mich zurückgezogen und meine eigene Welt für mich aufgebaut, die nur ich verstand und in die ich auch keinen reinlassen wollte.

In diesem Bericht finden wir die bereits erwähnte Einschränkung der Interessen, da der gesamte Tagesablauf sich nach einer gewissen Zeit ums Essen

bzw. Nichtessen, um Kalorien und Askese, um Essen und Erbrechen und ähnliches dreht. Ausgeprägte Kontrollzwänge treten auf, Absolvierung harter körperlicher Trainingsprogramme kommt hinzu. Die Körperschemastörung führt immer weiter in die Krankheit hinein, so dass es schließlich zur sozialen Isolation kommt. Hierzu führt auch das übersteigerte Leistungsstreben bei durchschnittlicher bis hoher Intelligenz. Die Patienten haben trotz ihrer guten bis sehr guten Leistungen häufig ein niedriges Selbstwertgefühl mit ausgeprägten Schuldgefühlen. Sie sind ängstlich, nervös, gehemmt, häufig depressiv verstimmt und fühlen sich entsetzlich einsam. Ein großer Teil dieser psychopathologischen Kriterien tritt auch bei bulimischen Patienten auf sowie ja überhaupt die Übergänge fließend sein können, deshalb sollen auch die wichtigsten Komplikationen der beiden Essstörungen gemeinsam abgehandelt werden.

Häufigste Komplikationen von Anorexie und Bulimie

Wir finden hier zum einen die, besonders bei der Anorexia nervosa auftretende, Hirnvolumenminderung, d. h. es kommt zur Pseudoatrophie des Gehirns. Durch den Flüssigkeits- und Nährstoffverlust findet ein gewisser „Schrumpfungsprozess“ des Gehirns statt, der im CT nachweisbar ist und der die Patienten meist sehr beeindruckt, weil sie ja nach einer gewissen Zeit des Bestehens ihrer Erkrankung auch gemerkt haben, dass ihre geistige Leistungsfähigkeit, insbesondere die Konzentration, nachlässt. Es kommt zu chronischen Störungen aller Organsysteme, so z. B. des Verdauungstraktes, der Nierenfunktion, zu Entzündungen der Bauchspeicheldrüse. Im Blutbild und anderen Laborparametern finden sich Veränderungen pathologischer Natur, ebenso im EKG und EEG. Eine wichtige und gefürchtete Langzeitkomplikation ist die Osteoporose. Störungen des Elektrolythaushaltes bedingen mitunter plötzliche Todesfälle, auch bei relativem Normalgewicht. Bei länger dauernden bulimischen Störungen kann es zur Störung des Zahnschmelzes kommen, ebenso zu Entzündungen der Speiseröhre durch das häufige Erbrechen und die Manipulationen innerhalb des Rachens und der Speiseröhre. Es kann schlimmstenfalls auch zum Durchbruch von Speiseröhre oder Magen kommen. Soweit die wichtigsten Komplikationen.

Wie können wir bei diesen häufig verfahrenen Krankheitsbildern, diesen „Krankheitskarrieren“ therapeutisch eingreifen?

Wie einleitend bereits betont wurde, geht es hier sowohl um den körperlichen als auch den psychischen Zustand. Da die psychische Seite aber ganz wesentlich die körperliche Seite bedingt, ist es zweckmäßig, an der psychischen Seite therapeutisch anzugreifen. Es geht hierbei nicht darum, alle Jugendlichen auf ein Idealgewicht einzuschwören und alles, was drei oder fünf Kilo darüber oder darunter ist, als krank zu bezeichnen, es geht darum, dass wir versuchen, diesen Patienten wieder die Teilnahme am Leben zu ermöglichen, eine Bewältigung des Alltages, ihrer schulischen und/oder beruflichen Aufgaben und dass sie diese Aufgaben in einer Weise bewältigen, die auch noch Raum für Freizeitaktivitäten und generell für ein freudvolles Leben lässt.

Zunächst einmal vom therapeutischen Setting her können wir sowohl einzeltherapeutisch als auch gruppentherapeutisch vorgehen. Wir haben die Möglichkeit, familientherapeutische Elemente einzubeziehen und unter den Methoden, die wir einsetzen, kommen Methoden sowohl aus der Verhaltenstherapie als auch aus der tiefenpsychologisch fundierten Therapie und natürlich aus der systemischen Familientherapie zum Tragen. Diese Möglichkeiten werden ergänzt im Bedarfsfall durch Pharmakotherapie und ganz besonders durch eine Vielzahl komplementärtherapeutischer Maßnahmen wie z. B. Physiotherapie, Ergotherapie, Körperwahrnehmungstherapie, Musiktherapie, tiergestützte Therapie mit Hunden und vieles andere mehr. Wichtig ist, dass für jede Patientin, für jeden Patienten ein maßgeschneidertes Therapiekonzept gefunden wird, das den individuellen Besonderheiten der Person und der Störung gerecht werden kann.

Schwerpunkte bei der Psychotherapie von Essstörungen – Welche Ziele stellen wir uns?

Da ist zum einen das Ziel, dass die Patienten lernen, ihre Affekte wahrzunehmen. Jeder Mensch hat Affekte, aber diese Patienten verweigern oft die Anerkennung dieser Affekte und sie verweigern sich auf alle Fälle das Ausleben dieser Affekte. Wenn es dann einmal zum Ausleben dieser Affekte kommt, ist dieses Ausleben häufig inadäquat und wird von der Umgebung negativ sanktioniert. Hier geht es also in der Therapie um angemessenes Ausleben

von Affekten. Es geht weiterhin um die Wahrnehmung von Konflikten statt ängstlicher Konfliktvermeidung, was häufig in Familien mit essgestörten Patienten der Fall ist, und es geht nicht nur um die Wahrnehmung der Konflikte, sondern natürlich auch um ihre angemessene Bewältigung. Die Genussfähigkeit soll wieder hergestellt oder überhaupt erst einmal erworben werden. Dies geht weit über den Genuss gesunder Nahrung hinaus, es geht um den Genuss gesunder Aktivitäten ganz allgemein. Wir wollen durch die Psychotherapie eine generelle Selbstwertsteigerung erreichen, d. h. die Patienten sollen sich fragen und auch die Frage beantworten, was bin ich mir selbst wert, statt unentwegt und ausschließlich die Frage danach zu stellen, welchen Wert sie für andere haben. Der Wert für andere ist sicher auch wichtig, aber in der Psychotherapie geht es hier besonders um die Selbstwertstärkung der Patienten. Wir wollen die Patienten weiterhin befähigen, Zukunftspläne zu schmieden, das fällt ihnen häufig außerordentlich schwer.

Sie haben riesige Ängste vor dem nächsten Jahr, manchmal vor der nächsten Woche, ja vor dem nächsten Tag und können überhaupt keine Zukunftspläne entwickeln. Sie sollen innerhalb der Therapie lernen, in die Zukunft zu sehen und das möglichst mit wenig Angst. Sie sollen schließlich Unterstützung dabei bekommen, dass sie in die Zukunft gehen und dies möglichst eigenverantwortlich. Also, wir legen sehr viel Wert darauf, die Patienten auch wieder in ihr schulisches oder berufliches Umfeld zu integrieren. Letztlich wollen wir sie befähigen, Lebensperspektiven zu entwickeln und dies sowohl in Bezug auf Beruf als auch auf Partnerschaft und Familie.

So wie jedes Störungsbild Schwankungen in der Betrachtung unterworfen ist, so ist das auch bei den Essstörungen der Fall und es geht hier nicht nur um Schwankungen in der Betrachtung, sondern auch manchmal um Korrekturen in der therapeutischen Herangehensweise. Im folgenden sollen einige Punkte dieser veränderten oder sich im Laufe der Jahre verändernden therapeutischen Herangehensweise beleuchtet werden.

Neue Trends in der Therapie der Anorexie und Bulimie

Ein Aspekt ist zum Beispiel die Sondenernährung. Wir haben vor ca. 25 Jahren, wenn der Zustand der Patienten bedrohlich war und sie von sich aus keine Nahrung zu sich nahmen, die Nahrung sondiert. Es gab dann eine Zeit, in der Sondenernährung in der Kinder- und Jugendpsychiatrie nicht mehr

opportun war. Man verlegte dafür die Patienten in andere Kliniken. Hier hat wieder ein Umdenken stattgefunden, es kommt jetzt durchaus vor, dass wir, um die Patienten in der therapeutischen Beziehung nicht zu gefährden bzw. die therapeutische Beziehung zu erhalten, wieder in unserer Klinik sondieren, was allerdings nur in absoluten Ausnahmefällen nötig wird.

Ein ebensolcher Aspekt, bei dem es im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte Veränderungen gegeben hat, ist der des Umgangs mit den Angehörigen. Während vor zwei Jahrzehnten und in manchen bundesdeutschen Kliniken noch bis in die letzten Jahre hinein die Familie zunächst bei der stationären Behandlung der magersüchtigen und bulimischen Patienten ausgeschlossen wurde, liegt heute die moderne Vorgehensweise darin, dass von Anfang an die Familie der Patienten mit einbezogen wird. Als eine der wenigen Kliniken Deutschlands bieten wir darüber hinaus in unserer Klinik noch Elterngruppen an, die den Eltern ermöglichen, eigene Probleme zu reflektieren und zu bearbeiten, da erfahrungsgemäß Eltern besser mit der Störung ihrer Kinder umgehen können, wenn sie auch etwas für sich und ihre Interaktion tun.

Ein dritter Punkt, den ich ansprechen möchte, ist die medikamentöse Therapie. Hier sind wir auch in den vergangenen Jahren mit dem immer besseren Angebot an zugleich besseren Medikamenten dazu übergegangen, unterstützend am Anfang den Patienten doch Medikamente zu verabreichen, die sie schneller und besser für eine Psychotherapie geeignet werden lassen und dann auch wieder ausgeschlichen werden können.

Ein vierter Punkt, bei dem es Veränderungen in den vergangenen Jahrzehnten gegeben hat, ist das Entlassungsgewicht. Über viele Jahre galt es als Regel, die Patienten erst nach Erreichen der 25. Gewichtsperzentile und wenn diese für vier Wochen gehalten war, aus der stationären Betreuung zu entlassen. Heute besteht ein bundesweiter Trend darin, die Patienten auch schon eher zu entlassen (zwischen 10. und 25. Perzentile) und dies nicht nur unter dem Druck der Kassen zur Verkürzung der Verweildauer. Erfahrungsgemäß kommen die Patienten mit sehr niedrigem Gewicht nach einer gewissen Zeit des stationären Aufenthaltes in eine gewisse Therapiemüdigkeit, wo also nicht mehr viel Entscheidendes passiert. Hier ist es mitunter ratsamer, die Patienten zu dieser Zeit bereits in tagesklinische oder ambulante Therapie zu entlassen und dort am weiteren Gewichtsaufbau und der Gewichtsstabilisierung zu arbeiten. Mitunter kommt es natürlich, falls wieder Störfaktoren aus der Umwelt eintreten, z. B. dann auch dazu, dass die Patienten wiederholt stationär aufgenommen werden müssen. Dies ganz besonders, wenn die ambulante Nachbetreuung nicht ausreichend ist. Hier liegt ein wichtiger Faktor unserer gegenwärtigen gesundheitlichen Versorgung. Es gibt viel zu wenige

Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten bzw. ambulante Kinder- und Jugendpsychiater.

Im Sinne einer Nachbetreuung und der „Nachsorge“ im wahrsten Sinne des Wortes führen wir auch die Untersuchungen in unserer Längsschnittstudie durch, bei der die Daten im jährlichen unmittelbaren Kontakt mit den Patienten gewonnen werden, meist im Rahmen des sogenannten „Ehemaligentreffens“, an dem sowohl entlassene Patienten als auch die gegenwärtig in Behandlung befindlichen Patienten teilnehmen. Dies ist in jedem Jahr ein Höhepunkt für die Ehemaligen und für die jetzt kranken oder wieder in Betreuung befindlichen Kinder und Jugendlichen. Da kann man sich austauschen, Erfahrungen weitergeben, Ratschläge erteilen, die von den gegenwärtig Erkrankten häufig sehr viel besser angenommen werden als die der Psychologen und Ärzte.

Schließlich sollen noch ein paar Anmerkungen zur Prognose von Anorexie und Bulimie den Beitrag abrunden. Bei der Anorexie ist durch Studien belegt, dass in etwa 30 – 50 % der Fälle eine Heilung erreicht werden kann, in weiteren 30 % der Fälle eine Besserung. Allerdings kommt es in 10 bis 30 % der Fälle auch zu einem chronischen Verlauf, und wenn man sich 5-Jahres-Nachuntersuchungen anschaut, dann kommt es innerhalb dieser Zeit bei 4 % der Erkrankten zum Tod, davon ein Drittel durch Selbstmord. Verlauf und Prognose der Bulimie werden mit 50 % Heilung als günstiger als bei Anorexie angegeben, allerdings existieren hier keine prozentualen Angaben über Todesfälle. Diese können häufig sehr überraschend durch Magenrupturen oder Elektrolytentgleisungen auch bei Normalgewicht auftreten.

Nun stellt sich natürlich zwingend die Frage, was können wir zur Früherkennung tun? Was ist denn frühzeitig zu sehen von Eltern, von Lehrern, von Freunden? Wir sollten hellhörig und aufmerksam werden, wenn unsere Jugendlichen ihre Interessen für Unternehmungen einschränken, für Unternehmungen vor allem im Kreis der Familie und im Freundeskreis. Wenn sie wiederholt über Verdauungsstörungen bzw. Stuhlverstopfung klagen, oft den Wunsch nach Abführmitteln äußern. Wenn sie sich schlapp, müde fühlen, wegen Kreislaufschwäche zusammenrutschen. Wenn sie gemeinsame Mahlzeiten vermeiden, indem sie sich z. B. hinter Verpflichtungen verstecken (ich hab' noch Hausaufgaben, ich muss noch für eine Arbeit lernen, ich habe noch dieses und jenes vor). Wenn sie einen unklaren Gewichtsverlust oder Entwicklungsstillstand im körperlichen Bereich zeigen. Auch Menstruationsstörungen bzw. Ausbleiben der Regel bleiben der aufmerksamen Mutter nicht verborgen.

Wir sollten aber auch aufmerksam und hellhörig sein, wenn die Jugendlichen zu zuviel Perfektionismus neigen, wenn sie ständig nach Höchstleistungen streben, sich keine „Schlappe“ leisten, wenn sie ständig in der Schule nach Einsen streben und schon die Zwei als Versagen werten. Wenn sie exzessiv Sport treiben und sich z. B. sehr häufig wiegen. All dies sind ganz „banale“ Dinge aus dem Alltag, bei denen man aber, wenn auch das körperliche Erscheinungsbild dafür spricht, schon einmal an eine Essstörung denken sollte. Und was tut man nun, wenn man den Verdacht hat, hier läge eine Essstörung vor? Ganz wichtig ist, dass wir für unsere Kinder und Jugendlichen sowohl in der Familie als auch im Freundeskreis oder in der Schule und in der Ausbildung ansprechbar sind und bleiben. Dass wir unsere Bereitschaft signalisieren, eben nicht nur übers Essen, sondern auch über Probleme zu reden, wir uns nicht auf den Standpunkt stellen: „Du brauchtest doch nur normal zu essen, dann wäre die ganze Problematik nicht da.“ Wir sollten immer wieder versuchen, mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen, ihnen Anerkennung und Zuwendung zuteil werden zu lassen, denn unsere Patienten wünschen sich auf der einen Seite, möglichst nicht von ihrer Umgebung in ihrer Störung erkannt zu werden, weil dies sehr schambesetzt ist, zum anderen wünschen sie sich aber auch, auf jeden Fall auf ihre Probleme angesprochen zu werden, da sie nur mit Hilfe von Freunden, Eltern, Lehrern, Ärzten wieder den Weg aus der Störung heraus finden können. Wir sollten uns auch nicht scheuen, die Problematik sehr transparent zu machen, sehr klar anzusprechen, sehr klare Fragen zu stellen, z. B.: „Hast du sehr abgenommen? Isst du am liebsten alleine? Berechnest du oft Kalorien? Treibst du intensiv Sport? Wechselt dein Gewicht häufig?“ Aber auch: „Glaubst du, dass Beliebtheit sich am Gewicht festmacht? Machst du dir Sorgen um deine Figur? Hast du schon einmal eine Diät gemacht?“

All diese Fragen sind wichtig, aber auch so weitreichende Dinge wie die Frage: Wie stellst du dir deine spätere Familie vor? Oder ähnliches.

Wir haben in unserer seit acht Jahren laufenden prospektiven Längsschnittstudie u. a. die Frage gestellt: Was hat euch besonders bei der Bewältigung der Krankheit geholfen?

Das waren die häufigsten Antworten:

- a) die Einzeltherapie,
- b) der Zuspruch der Schwestern, die Geborgenheit in der Klinik,
- c) die Selbstfindung,
- d) Freunde,
- e) Gespräche mit Betroffenen,

f) Familie, Essenszwang und Kontrolle.

Was war während der ambulanten Nachbetreuung am schwierigsten?

- a) Gewichtskontrolle in eigener Verantwortung,
- b) dem Abnehmen gegensteuern und das Gewicht halten,
- c) Gewichtszunahme.

Und was hat während der ambulanten Nachbetreuung am ehesten geholfen?

- a) Verhältnis zu den Therapeuten,
- b) Freund, Freundin, Freunde überhaupt (also soziale Zuwendung ohne den Umweg über die Selbstbestrafung erlangen).

Zu den Vortragenden

Prof. Dr. Holger Preißler

Geboren 1943. Studium der Arabistik und Semitistik in Leipzig. 1985 Professor für Religionsgeschichte Leipzig. 1992 Professor für Vorderorientalische Religionswissenschaft und Islamwissenschaft Leipzig. 1999 bis 2003 Dekan der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften. Seit 1970 zahlreiche Aufenthalte in arabischen Ländern, vor allem in Syrien.

Erich Loest

Erich Loest wurde 1926 in Mittweida/Sachsen geboren. Er war Soldat, Redakteur einer Zeitung in Leipzig, Zuchthäusler in Bautzen, er schrieb Romane und Erzählungen, bis er 1981, ohnmächtig gegenüber der Zensur in der DDR, die Ausreise in die Bundesrepublik erzwang. Er wohnt in Bad Godesberg und in Leipzig. Seine bekanntesten Bücher sind: Swallow, mein wackerer Mustang (1980), Durch die Erde ein Riß (1981), Zwiebelmuster (1985), Nikolaikirche (1995).

Peter Gutjahr-Löser

1960 bis 1967 Studium der Rechtswissenschaften, Pädagogik und Philosophie an der Universität Bonn; 1968 bis 1970 Rechtsreferendar und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Regensburg; 1970 Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft, München; 1972 bis 1974 Geschäftsführer des Bundes Freiheit der Wissenschaft, Bonn; 1974 bis 1980 Leiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung, München; 1980 bis 1991 Leiter des Grundsatzreferates der Generalverwaltung

der Max-Planck-Gesellschaft, München; seit dem 1. März 1991 Kanzler der Universität Leipzig.

Dr. Reiner Tetzner

Geboren 1936 in Neukirchen bei Chemnitz. Lehre als Maschinenschlosser, danach Oberschule und Studium der Philosophie an der Leipziger Universität, dort bis 1975 als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig, seitdem freier Autor. Gründungsvorsitzender des Arbeitskreises für Vergleichende Mythologie e. V., Veröffentlichungen u. a. in der Schriftenreihe des Arbeitskreises und zur Zeitgeschichte wie: Leipziger Ring – Aufzeichnungen eines Montagsdemonstranten, Frankfurt 1990.

Dr. Julika Griem

Wissenschaftliche Assistentin an der Abteilung für Neuere Englische Literatur an der Universität Stuttgart. Studium der Anglistik und Germanistik an der Universität Freiburg. Dort Promotion zum Thema „Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Werk Joseph Conrads“. Arbeitsschwerpunkte: Narratologie, Intermedialität, britische und amerikanische Gegenwartsliteratur, Film, Literatur und Naturwissenschaften.

Prof. Dr. Klaus Fitschen

Geboren 1961 in Scheeßel/Niedersachsen; 1980 bis 1987 Studium der Evangelischen Theologie in Heidelberg, München und Kiel; 1987 bis 1989 Abfassung der Dissertation; 1990 bis 1992 Vikariat in Nürnberg; 1992 bis 1996 Wiss. Assistent in Kiel; 1996 bis 2002 dort Oberassistent; seit 2002 Vertreter der Professur für Neuere und Neueste Kirchengeschichte in Leipzig. Gegenwärtige Arbeitsschwerpunkte: Kirche und Staat in Deutschland seit 1945, Katholische Aufklärung, Kirche und Christentum in der Französischen Revolution und der Revolution 1848, antikes Christentum in Kleinasien und Syrien.

Prof. Dr. Ortrun Riha

1978 bis 84 Studium der Humanmedizin und 1984 bis 89 Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Würzburg. 1985 bis 1992 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg. 1990 Venia legendi für Geschichte der Medizin. 1992 bis 94 Heisenberg-Stipendiatin am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Göttingen. 1994 bis 96 C3-Professorin für Geschichte der Medizin am Institut für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte der Medizinischen Universität zu Lübeck. Seit März 1996 C4-Professorin für Geschichte der Medizin am Karl-Sudhoff-Institut der Universität Leipzig. Seit Juni 1999 Mitglied im Vorstand des Fachverbands Medizingeschichte. Seit März 2001 Mitglied im wissenschaftlichen Beirat bzw. Präsidium des Mediävistenverbandes. Seit April 2003 Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften

Prof. Dr. Christine Ettrich

Nach dem Studium der Medizin Ausbildung zur Fachärztin für Pädiatrie, danach Subspezialisierung zur Kinder- und Jugendpsychiaterin / Psychotherapeutin, seit 1988 an der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik des Kinder- und Jugendalters in Leipzig tätig, in dieser Zeit zunehmende Beschäftigung mit dem Schwerpunkt Essstörungen, seit 1994 Leiterin der Klinik.

DIE VORTRÄGE AUS DEM STUDIUM UNIVERSALE 2001 – 2003, die für diesen Band „Leipziger Universitätsreden“ ausgewählt wurden, verdeutlichen die große Bandbreite der Einzelthemen innerhalb der Rahmenthemen „Musik und Gesellschaft“ und „Welt der Arbeit – Arbeit in der Welt“. Zugleich ermöglichen sie einen vertieften Blick auf historisch-kulturelle Phänomene und Zusammenhänge, die noch immer voller Brisanz sind, und auf aktuelle globale Entwicklungen, die die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaften berühren.